

# Das Bollwerk

Zeitschrift für die Pommersche Heimat



Blick auf den neuen Getreidespeicher in Stettin. Bildarchiv LFV. Pommern.

**STETTIN**

SEPTEMBER 1938

**Preis 60 Pf.**

**DAS ALTE UND NEUE STETTIN**

So baute Stettin im 18. Jahrhundert ✦ Alte Schiffswerften im Stettiner Odergebiet ✦ Deutschlands größter Ostseehafen ✦ Charakterzüge der Stettiner Umgebung ✦ Bildseiten, Erzählungen, Gedichte u. a.





# Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)

Bankanstalt des öffentlichen Rechts  
Hinterlegungsstelle für Mündelgelder



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech - Sammel - Nr. 2 54 21  
Postscheck - Konto Stettin 1436

**Ausführung aller bankmäßigen  
Geschäfte f. Landwirtschaft, Handel,  
Gewerbe, Industrie u. Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen / Sparkonten / Kontokorrentverkehr  
Gewährung von Krediten / Diskontierung von Wechseln  
An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln  
Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots  
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss der Mieter

*Das gute Druckerzeugnis*

verlangt

*beste Buchbinderarbeit*

Das gute Buch erhält seine Vollendung erst durch die geschmackvolle und künstlerische Buchbinderarbeit — der Werbedruck seine Wirkung durch die besondere Aufmachung. Meinem altbekannten graphischen Großbetrieb ist eine Buchbinderei angegliedert, die allen Anforderungen auf dem Gebiete der Papierverarbeitung gewachsen ist und mit Sorgfalt arbeitet.

**F. HESSENLAND**

Stettin, Große Domstr. 6-9 / Fernruf 30340 u. 36620

**Hand- und Maschineneinbände  
Einbanddecken und Sammelmappen  
Liebhaber-Einbände, Diplome  
Broschüren, Zeitschriften, Kataloge  
Stanz-, Präge- und Schneidearbeiten**

Verlangen Sie Vertreterbesuch

Wir sind in der Herstellung von

# Harttraffinaden

führend und empfehlen

**Gewachsene Würfel-Raffinaden in Kisten und Paketen,  
Brote und Brotespitzen, Würfelplatten in Paketen, ab-  
gesiebte Knoppere (Hagelzucker) für Bäckereizwecke,  
Puderraffinaden von größter Ergiebigkeit, gemahlene  
Brotraffinaden und hochfeine Castorraffinaden**

## Zuckervertriebsgesellschaft der Baltischen Rübenzuckerfabriken

Gesellschaft mit beschränkter Haftung zu Berlin  
Zweigniederlassung Stettin

# Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

9. Jahrgang

Stettin, September 1938

Heft 9



111 18198

## Wußten Sie schon . . .

. . . daß Stettin zu Anfang dieses Jahres 80 736 Wohnungen aufwies, von denen allein über 56 000 auf Wohnungen mit zwei und drei Zimmern entfielen? Im Jahre 1937 beherbergten diese Wohnungen rund 274 000 Einwohner, und zwar über 131 000 männliche und fast 143 000 weibliche. Im gleichen Jahre waren 6 289 Lebendgeborene zu verzeichnen, und der Geburtenüberschuß betrug 2 432 - eine Zahl, die den Stand von 1932 um mehr als das Dreifache übertrifft. Interessant ist weiterhin, daß die Zahl der Totgeborenen mit 2,12 auf 100 Geburten überhaupt den bisher niedrigsten Stand erreichte - ein Beweis dafür, daß die Tätigkeit der Beratungsstellen und die ärztliche Fürsorge sichtbare Erfolge gezeitigt haben. Dies wird noch deutlicher, wenn man die Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahre betrachtet: während hier 1910 auf 100 Lebendgeborene noch fast 22 Todesfälle entfielen, so ist diese Zahl bis 1937 auf 6,23 gesunken. Dabei ist für die gesamte Zeitspanne festzustellen, daß die Sterblichkeit unter den männlichen Säuglingen durchweg größer war als unter den weiblichen.

. . . daß das Stettiner Stadttheater in der Spielzeit 1936/37 annähernd 250 000 Besucher bei 373 Veranstaltungen hatte? Daß die beiden Museen sich des starken Besuchs von über 113 000 Menschen erfreuen konnten? Daß schließlich die Stettiner Lichtspieltheater über 2 855 000 Besucher vor die Leinwand lockten, etwa 100 000 mehr als im Jahre 1936? Daß der Lesesaal der Stadtbücherei über 30 000 Besucher zählen konnte und daß hier fast 29 000 Bücher ausgeliehen wurden? Daß die Hauptstelle und die Zweigstellen der städtischen Volksbüchereien im Jahre 1937 über 153 000 Leser verzeichneten, die insgesamt rund 283 000 Bände entliehen haben? Alles dies sind Zahlen, die, im einzelnen betrachtet, auf ein reges geistiges Leben schließen lassen und die sich noch eindrucksvoller gestalten, wenn man die mehr als 2 800 Hörer der Volksbildungsstätte der Stadt Stettin und die fast 8 000 Teilnehmer ihrer Sonderveranstaltungen hinzurechnet.

. . . daß die Stettiner Straßenbahn im Jahre 1937 über 30 Millionen Fahrscheine ausgegeben hat? Im Durchschnitt hat also jeder Stettiner etwa 110 Straßenbahnfahrten im angegebenen Jahre gemacht. Die Stettiner Bahnhöfe verkauften in der gleichen Zeit rund 2 865 000 Fahrkarten, während die städtischen Omnibusse fast 1 600 000 Personen beförderten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß der Fremdenverkehr innerhalb Stettins in den letzten Jahren ganz überzeugend zugenommen hat: übernachteten 1935 noch 75 000 Fremde, so waren es 1936 fast 95 000 und 1937 bereits an 113 000 Fremde, von denen 2 879, mehr als in den Vorjahren, aus dem Auslande stammten. Die meisten Ausländer kamen aus Danzig (265), dann aus Schweden (250), Finnland (249), der Tschecho-Slowakei (248), den Baltischen Randstaaten (150), Dänemark (143), den Vereinigten Staaten von Nordamerika (108) und aus weiteren 30 Ländern aller Erdteile.

. . . daß Stettin für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen kann, die Stadt mit den meisten Verkehrsunfällen zu sein? Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß trotz der stetig zunehmenden Motorisierung eine leichte Besserung zu verzeichnen ist - dennoch liegt das Jahr 1937 mit 2 513 Verkehrsunfällen (1936 = 2 608) über den entsprechenden Ziffern anderer Städte. Bei diesen Unfällen wurden 705 Personen (1936 = 807) verletzt, und zwar 539 männliche und 166 weibliche, während 17 Personen (1936 = 7) tödlich verunglückten.

Odo Ritter.

Danigau 072





Große Stadtansicht mit der Lastadie von Osten. Vor 1732

## So baute Stettin im 18. Jahrhundert VON BERNHARD SAAL

Das Weihnachtsfest des Jahres 1677 stand kurz bevor, da gelang es endlich dem Großen Kurfürsten nach sechsmonatiger Belagerung Stettins, den Widerstand der Schweden zu brechen. Die im Westfälischen Frieden der Schwedischen Krone zugeteilte Stadt ergab sich bedingungslos den Brandenburgern.

Grauenhaft war Stettin zugerichtet. Rund ein Drittel aller Wohnstätten war vernichtet. Vom südlichen Stadtteil standen nur noch einige Gebäude. Raum 10 oder 20 Stuben waren in allen übrigen Häusern brauchbar. „Es befand sich die Stadt in jämmerlichem Zustand, denn keine Gasse war, da man unbehindert gehen konnte, weil halbe und ganze Giebel durch das abscheuliche Schießen in dieselbe gestürzt lagen. Es war kaum ein Haus in der ganzen Stadt, das nicht zu Grunde verdorben war.“ So berichtete der „Pommersche Kriegspostillion“ über den Zustand der Stadt bei der Übergabe an die brandenburgischen Truppen.

Es war ein schlechter Einzug, den der Sieger halten mußte. An Stelle geschmückter Häuser begleiteten Schutt und Asche seinen Weg. Und so gelobte er feierlich, die Stadt „zu dero Huld und Gnade anzunehmen, ein landesväterliches Gemüthe für dieselbe zu tragen und für sie zu sorgen, daß sie keiner Stadt in Deutschland nachzugeben habe“.

Der Große Kurfürst hat seine Absicht nie ausführen können und Stettin nie wieder betreten. Im Frieden zu St. Germain 1679 fiel Stettin an die Krone Schwedens zurück. Ein tragisches Schicksal für den Mann, der die Absicht hatte, Stettin zu seiner Residenz zu erheben.

Tragisch aber auch für die Stadt, deren Wiederaufbau sich um fast ein halbes Jahrhundert verzögerte. Als der Gründer des preußischen Staates am 29. April 1688 auf immer die Augen schloß, konnte er nicht ahnen, daß ihm noch im gleichen Jahre ein Enkel geboren wurde, der sein einstiges Gelöbniß in die Tat umsetzen sollte. -

Noch einmal stand Stettin im Mittelpunkt kriegerischer Auseinandersetzungen, als 1713 die Russen im Verein mit sächsischen Truppen das zerstörten, was die Geschütze des Großen Kurfürsten nicht hatten erreichen können. In der Kleinen und Großen Wollweberstraße, in der Mühlenstraße (der heutigen Luffenstraße) und am Rostmarkt wurden nicht weniger als 60 bis 70 Häuser in Schutt und Asche gelegt. Damit waren die letzten Spuren eines beginnenden, in den bescheidensten Grenzen sich haltenden Wohlstandes dahin, und die Stadt wäre gänzlich vernichtet worden, wenn nicht durch das entschlossene Eingreifen Preußens in letzter Stunde die Rettung gekommen wäre.

Durch die Zahlung von 400 000 Talern bewog Friedrich Wilhelm I. von Preußen die russische Führung, deutschen Boden ungesäumt zu verlassen. So bewahrte Preußens zweiter König die Stadt vor dem Untergang und vollbrachte darüber hinaus eine vaterländische Tat allerersten Ranges.

Er konnte nunmehr das Aufbauwerk beginnen, das seinem Großvater versagt geblieben war und das sein genialer Sohn vollendete. Voll Ehrfurcht und Bewunderung stehen wir heute vor den Leistungen jener Tage, welche Alt-Stettin letztmalig zu einer städtebau-

lichen Einheit formten und zu einer Stadt preußischen Stiles gestalteten. Gemessen an dem Umfange des damaligen Stadtgebietes, an den zur Verfügung stehenden Mitteln und Möglichkeiten waren es gewaltige Aufgaben städtebaulicher, wehrtechnischer und wohnungswirtschaftlicher Art, die, allen Widerständen trotzend, gelöst wurden, weil sie gelöst werden mußten.

Es gehörte schon die kraftvolle Persönlichkeit des Soldatenkönigs dazu, um aus dem Nichts etwas zu schaffen, um eine ganze Stadt wirtschaftlich wieder auf die Beine zu stellen und zu neuem Leben zu erwecken.

So erstand innerhalb einer Zeitspanne von nur 20 Jahren aus den Trümmern und Ruinen eine vollkommen neue Stadt. Bei der Lösung der Bauaufgaben stand naturgemäß im Vordergrund der Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile, um der seit Jahrzehnten herrschenden Wohnungsnot abzuhelfen. Daneben aber machte die Verstärkung der Garnison, die Unterbringung des Beamtenstabes der Kriegs- und Domänenkammer sowie die Gründung der französischen Kolonie die Schaffung neuer Wohnungen notwendig.

Gleichzeitig galt es, durch großzügige, städtebaulich hervorragende Gesamtanlagen der neuen Zeit Ausdruck zu verleihen und die Größe und Machtstellung des neuen Staates zu repräsentieren. Dabei war sich der Enkel des Großen Kurfürsten darüber klar, daß alle diese Aufgaben nur gelöst werden konnten, wenn er Stettin wieder zu der achtunggebietenden Festung machte, die diese alte Hansastadt und Residenz der pommerschen Herzöge einst gewesen war. Es mußten



daher gleichzeitig sämtliche Festungswerke auf den neuesten Stand der Fortifikationskunst gebracht und, wo es notwendig erschien, durch entsprechende Neuanlagen ergänzt werden.

Auf diesem Gebiet war eine der genialsten und umwälzendsten Aufgaben die Verlegung der Befestigung im Norden und Westen der Stadt um rund 80 Meter bzw. die Anlegung neuer Wälle und Gräben, neuer Bastionen und Tore jenseits des alten Wallgrabens.

Man muß sich einmal vergegenwärtigen, welche gewaltigen Arbeiten für die damalige Zeit damit verbunden waren, die doch vornehmlich mit Menschenkraft bewältigt werden mußten, welche Geldmittel erforderlich waren, um diese Arbeiten zu finanzieren, und welche schöpferischen Kräfte zu mobilisieren waren, um all diesen Dingen erst Gestalt zu geben. Dabei blieb es ja nicht bei der Lösung dieser e i n e n Aufgabe. Vielmehr wurden gleichzeitig damit nicht weniger als drei weitere Projekte ihrer Lösung entgegengeführt.

So begann man zunächst mit dem Abbruch der mittelalterlichen Festungsmauern und Tore, die einst im Zuge der heutigen Geschäftshäuser am Paradeplatz und der Gebäude am Königsplatz standen. Es mag dies zunächst als eine recht barbarische Tat anmuten, zumal wir von der Merianschen Stadtaufsicht vom Jahre 1652 her wissen, daß die einzelnen Tore künstlerisch außerordentlich hochwertig waren. Doch für Friedrich Wilhelm I. war es einfach eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Wo sollte er sonst das Baumaterial hernehmen, wo sollte er an Kosten sparen, um den Aufbau der Stadt so schnell wie möglich und so billig wie möglich durchführen zu können? Hier hatte er gleichzeitig beides. Er gewann das erforderliche Material zum Wohnungsbau und konnte es den Bürgern, die bauen wollten, kostenlos zur Verfügung stellen. Hierzu kam, daß durch den Abbruch sehr wertvolle neue Baustellen gewonnen wurden. Die Gesamtlängende der Grundstücke betrug etwa 850 laufende Meter. Das waren bei einer Hausbreite von 8,50 Meter 100 Häuser mit 200 bis 300 neuen Wohnungen! Und schließlich wurde als drittes Projekt die Frage der erforderlichen Exerzierplätze gelöst, indem durch Zuschütten und Einplanieren der mittelalterlichen Festungsgräben weiträumige Plazanlagen entstanden: der grüne Paradeplatz (heute Paradeplatz) und der weiße Paradeplatz (heute Königsplatz). Sie müssen damals von guter, räumlicher Wirkung gewesen sein, als eine Unterteilung in

Promenade, Fahrbahn und Bürgersteig noch nicht vorhanden war und die Gesamtwirkung durch eine mittlere Baumstellung noch nicht beeinträchtigt wurde. Rund 57 000 Quadratmeter betrug der Flächeninhalt dieser beiden Plätze.

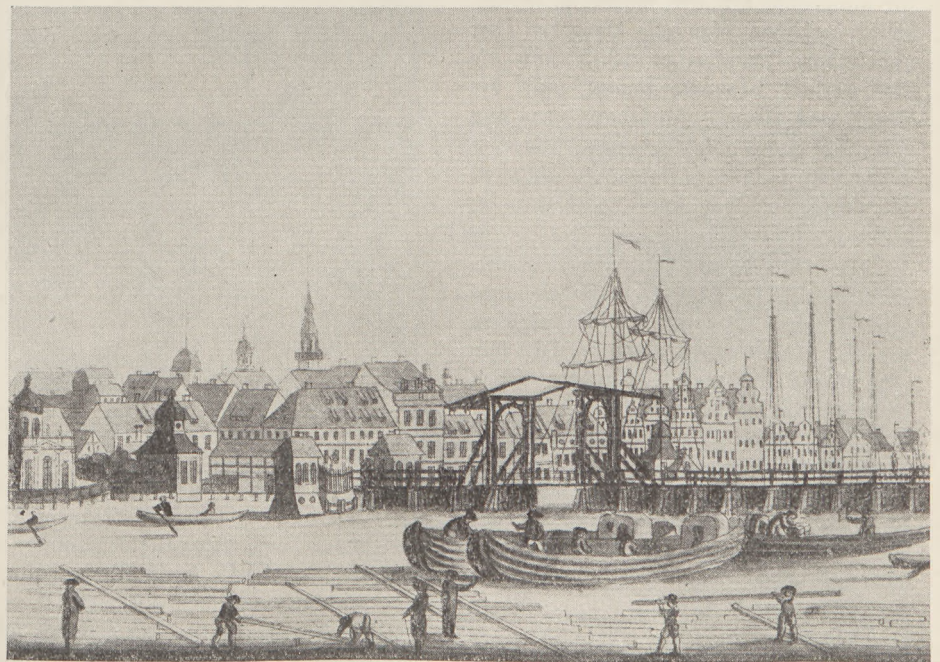
Mit der Verlegung der Festungswerke wurde aber gleichzeitig die Schaffung neuer Tore notwendig, von denen die bedeutendsten, die gleichzeitig in ihrem Aufbau und in ihrem bildhauerischen

Schmuck Zeugen bester norddeutscher Baukunst darstellten, das Königstor und das Berliner Tor, noch heute erhalten sind.

Mit zu dem Aufgabenkreis, der sich mit der Schaffung neuer Festungswerke befaßte, gehörte auch der Ausbau der alten Schwedischen Sternschanze zum Fort Preußen. Die strategische Bedeutung dieses Forts stand außer allem Zweifel, da es auf der Landseite die



Der Roßmarkt im Jahre 1734. Rechts ein Teil des Grumbkowschen Palastes, links der Brunnen



„Ansicht der langen Brücke über dem Oderfluß bei Stettin.“ Um 1790



ersten Angriffe abzuwehren hatte. Seine isolierte Lage war aber im Hinblick auf eine längere Verproviantierung der Fortinsassen die denkbar ungünstigste. Es wurde daher ein Plan ausgearbeitet, der eine selbständige, kleine Garnison vorsah, in der alle notwendigen Handwerker und Gewerbetreibenden zusammen mit den Soldaten angesiedelt werden sollten.

Die ganze Anlage war so gedacht, daß mehrere Karrees in eingeschossigen Bauten 54 Familien aufzunehmen hatten, während zweigeschossige Kopfbauten für die Kommandantur, die Magazine sowie die Wohnungen der verheirateten Offiziere und Unteroffiziere vorgesehen waren. Schule, Kirche und Pfarrhaus waren in einem besonderen Karree untergebracht - wahrlich eine großzügige und wohlüberlegte Anlage. Auch hier zeigte sich wieder das wirtschaftliche Denken des Soldatenkönigs. Er baute grundsätzlich keine Kasernen. Aber die im Fort unter äußerst günstigen Bedingungen angesiedelten Handwerkerfamilien hatten die Verpflichtung, die unverheirateten Soldaten zu sich in Quartier zu nehmen!

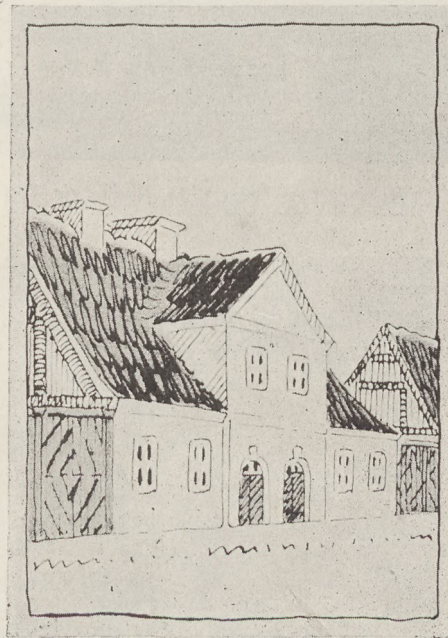
Leider ist es damals nicht gelungen, die gesamte Anlage zur Durchführung zu bringen. Nur ganze vier Karrees wurden um die Mitte der dreißiger Jahre erbaut, von denen bedauerlicherweise recht wenig erhalten geblieben ist. Vergegenwärtigt man sich aber einmal an Hand eines Modells die geplante Anlage, so ist man erstaunt, an welch gewaltige Aufgaben die damalige Zeit heranging. Wenn auch späterhin eine Vollendung der Handwerker- und Soldatensiedlung nicht mehr für notwendig gehalten wurde, so ist und bleibt doch das planvolle Vorgehen, der unbeirrbar schöpferische Wille und die Zielsicherheit bewundernswert, mit der Mittel und Wege gefunden wurden, um eine für notwendig erkannte Planung durchzusetzen und wenn auch nicht zu vollenden, so doch zum mindesten zu beginnen.

Eine weitere umfangreiche Bauaufgabe wurde in demselben Jahre ausgeführt: der Ausbau der Lastadischen Vorstadt als Nutzgartensiedlung. Mit ihm fand gleichzeitig noch ein anderer Plan seine Durchführung, indem die Große Lastadie den ihrer Bedeutung als östliche Eingangspforte entsprechenden Ausdruck erhielt. Von der guten städtebaulichen Wirkung, die durch den Rhythmus der Dacharbeiten noch besonders unterstrichen wurde, kann man sich durch entsprechende Ergänzung noch heute ein ungefähres Bild machen. Ein Zeitgenosse schildert den Eindruck dieses Straßenzuges mit folgenden Worten: „Die Häuser stehen

gleich und sind von gleicher Höhe, die Ferne gibt den Schein, als ob man Eine sähe.“ Durch die Einheitlichkeit geschlossener Plazwände erreichte man die gewünschte Monumentalität. Das gleiche Prinzip verfolgte man beim Um-



Wallstraße — heute!



Wallstraße — früher!

bau der Prediger- und Professorenhäuser des Marienstiftes. Auch hier wurde ein Reihenhaus von 120 Meter Länge in sehr geschickter Weise durch Wiederholung von drei gleichen Typen aufgeteilt.

Die bisher erwähnten Projekte, die mit weitgehendster Unterstützung des Staates durchgeführt wurden, zeigten keinerlei

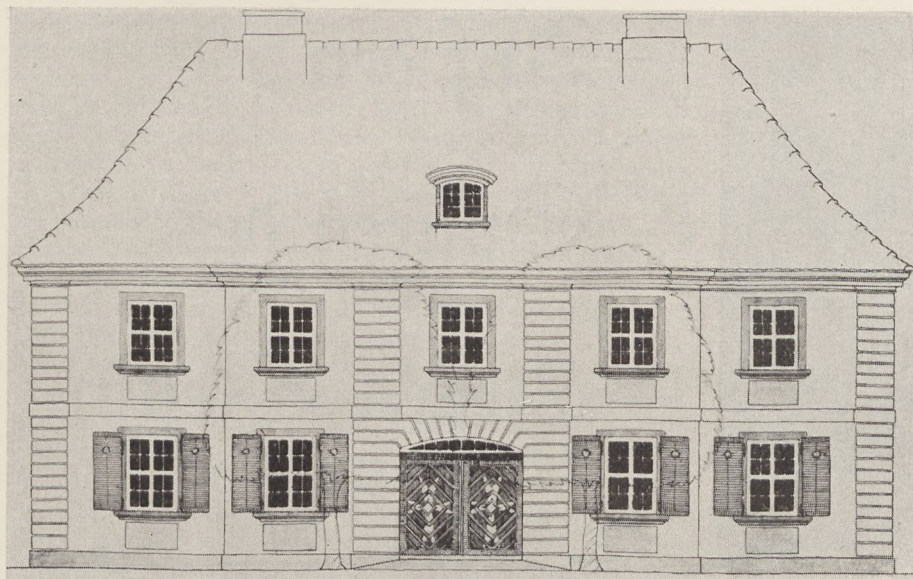
aufwendige Fassadenbehandlung, sie erhielten vielmehr in ihrer äußeren Gestaltung eine sehr einfache Ausführung im Stil des palladianischen Klassizismus, wie er in Norddeutschland und Holland vorwiegend gepflegt wurde. Klar, schlicht und ehrlich wie der Charakter des Soldatenkönigs waren auch seine Bauten. Allerdings beschränkte sich diese sparsame Ausführung nur auf die Bauwerke, die im Interesse der Bauherren und des Staatsäckels nicht viel kosten durften.

Anders war es indessen dort, wo Friedrich Wilhelm I. Wert darauf legte, aus repräsentativen Gründen eine besonders eindrucksvolle Anlage zu schaffen, in der alle Ausdrucksmöglichkeiten des damaligen Baustiles restlos zur Anwendung kamen. Hier war allerdings die selbstverständliche Voraussetzung die finanzielle Durchführbarkeit, die er dadurch erreichte, daß er von wohlhabenden Bürgern die Bebauung sogenannter „wüster Stellen“ bedingungslos verlangte. Sein erster pommerischer Oberpräsident v. Grumbkow mußte mit gutem Beispiel vorangehen und ein besonders prunkvolles Palais im Jahre 1725 dicht an der Einmündung der Kleinen Wollweberstraße in den Rostmarkt errichten. Der Bau ist Ende des 18. Jahrhunderts in den Formen des Zopfstiles erneuert worden, um in den berücksichtigten Gründerjahren, wie so viele andere alte Bauten, der Spitzhacke zum Opfer zu fallen.

Neben dem in seinem Aufbau eindrucksvollen Rostmarktbrunnen, der Stettin mit Quellwasser aus den WarsOWER Anhöhen versorgen sollte - ein wahrhaft geniales Unternehmen, das aber anscheinend an einem Fehler in der Ausführung scheiterte, - und der in seiner Schönheit keinem Geringeren als Adolf Menzel wert genug erschien, mit dem Zeichenstift festgehalten zu werden, ist nur noch ein einziges Gebäude am Rostmarkt vorhanden, das bedauerlicherweise bereits so zurechtgestutzt ist, daß es den Reichtum der ehemaligen Fassadengestaltung nur noch ahnen läßt: Das ebenfalls noch erhaltene Eckhaus an der Kleinen Wollweberstraße und Luisenstraße, das sich einst der Weinhändler Velthusen erbaute, zeigt den frühen Zopfstil und gehört damit in die Zeit um 1770.

War die Durchführung dieser Bauaufgaben an und für sich schon eine gewaltige Leistung, so gewinnt das damals Geschaffene noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß sich gleichzeitig auch in der inneren Struktur der Häuser, in der Grundrißlösung und in ihrer Stellung im Straßenraum eine grundlegende Wandlung vollzog.





Fort Preußen: Kommandantenhaus

Ein altes Gemälde vom Jahre 1790 zeigt uns, daß gegenüber dem alten Rathaus noch durchweg Siebelhäuser standen. Auch Zeichnungen aus dieser Zeit, die den Anträgen auf Vergabe staatlicher Bauzuschüsse beigelegt wurden, bringen wiederholt Siebelhäuser, wie sie heute nur noch ganz vereinzelt, eigentlich nur noch in der Pelzerstraße gegenüber dem Schloß, am Krautmarkt und im Haus der alten Münze in der Schuhstraße anzutreffen sind.

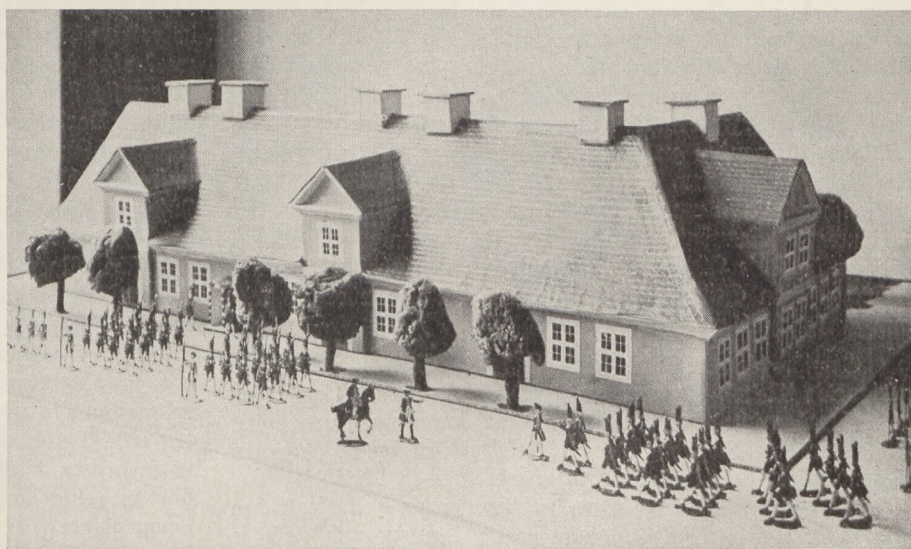
Bis zum Jahre 1720 ist dies die übliche Bauweise gewesen. Sie erfuhr von da ab eine grundlegende Änderung, indem First und Traufe nicht mehr senkrecht, sondern nur noch parallel zur Straße angeordnet wurden, eine Neuerung der damaligen Zeit, die in Berlin bereits im 17. Jahrhundert begonnen hatte. Das charakteristische Auf und Nieder der Siebelhäuser verschwand aus dem Straßenbild und an seine Stelle trat die geschlossene Reihung der Häuserfronten, die im Bild der Straßenseite sich nach Möglichkeit zu einer einheitlichen Fläche zusammenfügen mußten. Es ist selbstverständlich, daß diese neue Bauart zuerst mit den großen Projekten begann, die unter unmittelbarer Beteiligung der neuen Regierung in Stettin durchgeführt wurden, nämlich am Fort Preußen, auf der Lastadie, an den Marienstiftshäusern, sowie beim Ausbau der wüsten Stellen am Rossmarkt. Auch hier mag eine rein praktische Überlegung vorgeherrscht haben. Beim Siebelhaus brauchte man bekanntlich beiderseits zum Nachbarn den sogenannten „Trüppfall“. Er erforderte nicht nur sehr eingehende Bestimmungen, sondern vor allem auch Raum. Die Raumfrage war aber be-

kanntlich in den mittelalterlichen Festungen sehr brennend geworden. Bei der Drehung des Firstes um 90 Grad wurde nun das Dach zur Straße und zum Hof entwässert, ein seitlicher Tropfenfall war nicht mehr notwendig! Das bedeutete bei den beengten Verhältnissen innerhalb der Festung immerhin einen Raumgewinn, der recht beachtlich erschien. Daneben mögen stilistische Fragen auch eine Rolle gespielt haben, die mit der Zunahme italienischer Einflüsse auf die Architekturgestaltung im Zusammenhang stehen. Die praktische Frage der Raumgewinnung stand aber zweifelsohne im Vordergrund.

Auch die Grundrißgestaltung wurde eine andere. So wie die neue Regierung in der Verwaltung, in der Arbeitsbeschaf-

fung und im Wirtschaftsantrieb im Interesse der Wiedergesundung der Stadt neue Wege ging, so war der König auch darauf bedacht, daß die Wohnungen seiner Untertanen nach neuzeitlichen Gesichtspunkten angelegt wurden. Der charakteristische Ausspruch Friedrichs des Großen, der in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“ seinem Vater ein so unvergängliches Denkmal gesetzt hat, bewahrheitet sich auch für Stettin: „Er baute im Überfluß für seine Untertanen und wandte nicht die bescheidenste Summe an seine eigene Wohnung.“ Durch die veränderte Stellung des Hauses wurde naturgemäß auch das Raumverhältnis beeinflusst. Die geringere Tiefenentwicklung gab den Räumen eine günstigere Proportionierung. Was aber vor allem geändert wurde, das war die Anordnung der offenen Herdstelle in der Diele. Sie wurde von nun an in einem geschlossenen Räume, und zwar gewöhnlich zwischen der Vorderstube und einer zum Hof liegenden Kammer in der Mitte des Hauses untergebracht und vom Flur aus zugänglich gemacht! Damit war der Weg beschränkt zu jenem für sich abgeschlossenen Raum, der allerdings zunächst noch ohne direkte Belichtung und Entlüftung blieb, der aber in seiner Weiterentwicklung, und zwar noch im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu dem führte, was wir als Küche bezeichnen. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. war es allerdings zunächst erst die „schwarze Küche“, die in den staatlich gelenkten Bauten eingeführt wurde und von hier auf die private Bautätigkeit überging.

(Fortsetzung in der nächsten Folge.)



Fort Preußen: Handwerker- und Soldatenhaus (Modell)





Biegung der Kleinen Oderstraße

# Auf den Spuren des ältesten Stettin

V O N E R N S T Z A H N O W

So manche deutsche Stadt breitet wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch dem Besucher ihre Geschichte aus. Aus dem Verlauf der mehr oder minder gut und vollständig erhaltenen Stadtmauer, aus der Lage der hervorragenden Bauwerke, aus ihrem Stil, aus der Führung der Straßen und der Bauart der Häuser, aus der Verteilung gärtnerischer Anlagen und manchen anderen Merkmalen kann sich der Besucher, wenn er nur ein einigermaßen für die Aufnahme solcher Besonderheiten geübtes Auge hat, ein Bild von dem Werden der Stadt machen.

Für den Besucher und auch für den Einwohner Stettins ist ein solches Versehen in einen durch die Jahrhunderte führenden Werdegang recht erschwert. Die Zahl der Bauwerke, die als Meilensteine für einen solchen Gang durch die Geschichte führen könnten, ist gering, ihr Baustil zu wenig unterschiedlich, als daß es möglich wäre, sie in eine Entwicklungsreihe zu bringen. Von Wall und Graben ist so gut wie nichts erhalten. Zwar erkennt auch ein oberflächlicher Betrachter leichten Blickes, daß die Breite des Paradeplatzes und des Königsplatzes ein Siedlungsgebiet begrenzt, in dem die Straßen sichtlich enger, kürzer und weniger gradlinig sind als in den übrigen Stadtteilen, daß wir hier den Siedlungskern der Stadt zu suchen haben, den wir wie in anderen Städten die Altstadt nennen. Aber daß dieser Siedlungskern ein durchaus uneinheitliches Gebilde ist, daß in dem Kern wiederum ein Kern steckt, daß diese Altstadt mehrere Mittelpunkte hat, um die herum sich deutlich voneinander zu scheidende Stadteile bildeten, ja daß die Bevölkerungslinien, in denen die Stadtviertel bei ihrem natürlichen Wachstum aneinander stießen, sogar noch in der Gegenwart erkennbar sind, wird zunächst wenig einleuchten, scheinen doch die Häuser der Altstadt eine Uneinheitlichkeit, um nicht zu sagen Stillosigkeit darzubieten, die sich jeder Einordnungsmöglichkeit verjagt.

Gewiß, die Gebäude selbst sind für Stettin ein wenig geeignetes Mittel, um an ihrer Hand eine mittelalterliche Baugeschichte der Stadt aufzurichten, zumal kaum eines von ihnen selbst nur den Ausklang des Mittelalters in seiner frühesten Jugend erlebt haben dürfte. Aufschlußreicher ist schon die Ausrichtung dieser Häuser, die Straßenführung, die im wesentlichen unverändert geblieben ist, mochten die Bauten auch noch so oft - altersschwach oder vom Feuer vernichtet oder durch Beschädigung zerstört - durch Neubauten ersetzt worden sein.

Schließlich setzte man den Neubau immer wieder an die Stelle des Vorgängers, und so blieb die Straßenführung und das, was sich aus ihr ablesen läßt, im wesentlichen gewahrt.

Hier werden wir also ansetzen müssen, wenn wir uns ein Bild vom Werden des mittelalterlichen Stettin machen wollen. Oft sind es recht unscheinbare Dinge, die uns einen Fingerzeig geben können, wenn wir sie nicht als schlechthin gegeben hinnehmen, wenn uns nicht jede noch so geringe Unregelmäßigkeit zum Nachdenken anregt. Hier springt - scheinbar gänzlich unbegründet - eine Häuserrecke vor, dort wird eine sonst ziemlich gleichmäßig breite Straße plötzlich eng, hier macht eine Straße in der Nachbarschaft gradliniger Straßen einen Bogen, dort ist eine andere ganz besonders schmal. Wenn wir alle diese Erscheinungen zum Gegenstand unseres Nachdenkens machen und dazu bedenken, daß unsere Vorfahren die öffentlichen Gebäude und Plätze nicht irgendwo, sondern mit feinem Vorbedacht angelegt haben, dann kann es uns bei aller Bescheidenheit der noch vorhandenen Fingerzeige doch wohl gelingen, dem Werdegang des alten Stettin nachzuspüren. Und wenn es uns gelingt, dann sind die Straßen und Plätze der Altstadt und besonders der Unterstadt nicht mehr lichtarme Gassen mit holprigem Pflaster, die wir meiden, wenn uns nicht das Tagewerk oder die Wohnung zwingt, sie aufzusuchen, sondern dann füllen sie sich von neuem mit dem längst erkochenen Leben unserer Vorfahren, dann fangen sie an zu reden vom Werden einer achthundert Jahre alten Stadt, dann sind gerade die unfreundlichsten Straßen Stätten kostbarster Erinnerungen an Zustände, von denen sonst keine schriftliche Urkunde zeugt.

Schon um 1100 war das Wendentum, das nie eine politische Macht in Pommern bedeutet hatte, fast am Ende seiner Kraft. Durch den Bischof Otto von Bamberg vorbereitet, ergoß sich alsbald erst in einzelnen Rinnsalen, dann als breiter Strom der große Zug der deutschen Rückwanderer ins Land, das ja das Land ihrer Vorfahren gewesen war. Die Reisebeschreibung eines Begleiters des Bischofs bietet uns zugleich die erste Beschreibung, die wir von unserer Stadt haben. Sie ist mehr als dürftig, läßt aber doch so viel erkennen, daß sie sich zu jener Zeit aus drei sehr ungleichartigen Teilen zusammensetzte.

Da war eine Hochfläche, die heute den Schloßbau trägt, die damals den Tempel des Gözen Triglaff und auch wohl die



Behausung der Priesterschaft trug. Ihre Umgrenzung ist durch die steilen Hänge, die sie noch heute nach dem Klosterhofe, der Frauen- und Pelzerstraße zu zeigt, nach diesen drei Seiten klar umrissen. Nur die vierte Seite, die Westseite, bedurfte eines besonderen Schutzes durch Menschenhand. Er bestand wie immer in einem Erdwall - die Wenden verstanden nicht, in Stein zu bauen -, den man, wenigstens auf dieser Seite, mit einem Holzpfehlwerk gekrönt und erhöht haben wird. Dicht daneben befand sich der zweite Teil, der die überaus bescheidene, in Holz aufgeführte Burg des Herzogs trug. Er dehnte sich zwischen der heutigen Großen und Kleinen Domstraße aus. Daß hier herzogliches Gelände war, geht daraus hervor, daß der Herzog es später zum großen Teil der deutschen Stadt als Stätte für die zu erbauende Marienkirche schenkte. Er konnte das um so leichter tun, als ihm nunmehr die erwähnte Hochfläche zur Verfügung stand, die nach der Zerstörung des Triglaff-Tempels ihren wesentlichen Zweck verloren hatte.

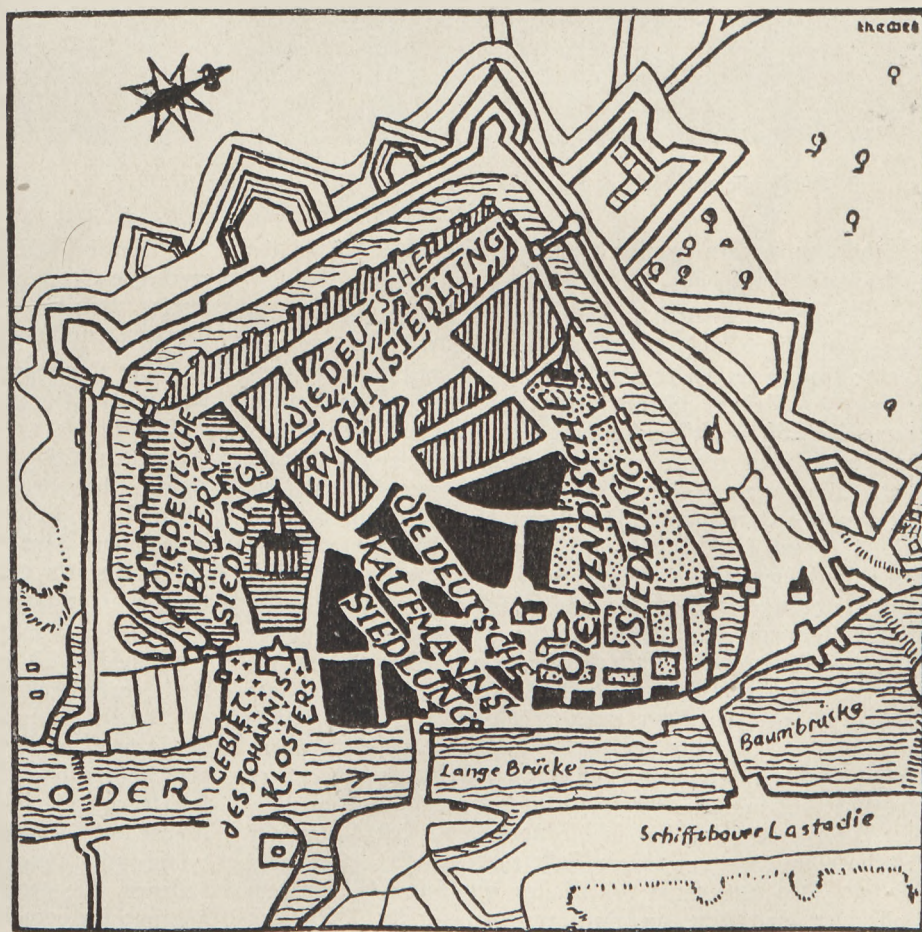
Ob der herzogliche Teil von einem besonderen Wall eingefasst war oder ob die Umwallung der Hochfläche gleichzeitig diesen Teil mit umfaßte, mag nicht sicher zu klären sein. Aber eines ist klar: wo beide Gebiete zusammenstießen, war ein Tor, das in gleicher Weise dem Herzoge wie der Priesterschaft zur Verfügung gestanden haben wird und den Weg nach Norden in Richtung auf die schon im 12. Jahrhundert begründete Peter-Paul-Kirche freigab. Von dem Erdwall ist natürlich keine Spur geblieben, wohl aber von der Tatsache, daß an dieser Stelle ein Tor oder zumindest eine Pforte war. Tore wurden möglichst eng gehalten, um leichter dem Eindringling zu wehren.

Baulichkeiten konnten hier also dichter als sonst aneinanderrücken. Es war sogar erwünscht, daß sie es taten, so halfen sie, die Aufgabe des Tores zu unterstützen. Bis zum Jahre 1932 zeigte die verhältnismäßig breite Große Domstraße gerade an ihrem Ausgange eine scheinbar unbegründete und vor allem geradezu verkehrswidrige Verengung. Damals brach man das Haus Königsplatz 12 ab und beseitigte ein - im Mittelalter gewolltes - Verkehrshindernis. So ist die letzte Spur der Verengung heute nur mehr am Straßenpflaster abzulesen: die Betondecke der Großen Domstraße verschmälert sich hier unvermittelt neben einer neuen Asphaltdecke, die ungefähr der Breite des ehemaligen Grundstückes Königsplatz 12 entspricht. Bei einer Neupflasterung der Straße wird der Unterschied gewiß einmal verschwinden, aber bleiben wird hoffentlich der vorspringende Winkel des gegenüberliegenden Hauses, der das Vorhandensein eines ehemaligen Tores geradezu handgreiflich zeigt.

Unter der Hochfläche, die heute das Schloß trägt, breitete sich die kaum schon städtisch anmutende Fischersiedlung mit dichter Bevölkerung aus. Auch sie schützte sich durch einen Erdwall weniger gegen einen feindlichen Angriff - da bot der Wall auf der Hochfläche besseren Schutz -, als gegen unerwünschte Besucher und vor allem Raubtiere, die nächtlicherweise wohl eindringen mochten. Der Verlauf dieses Walles läßt sich an

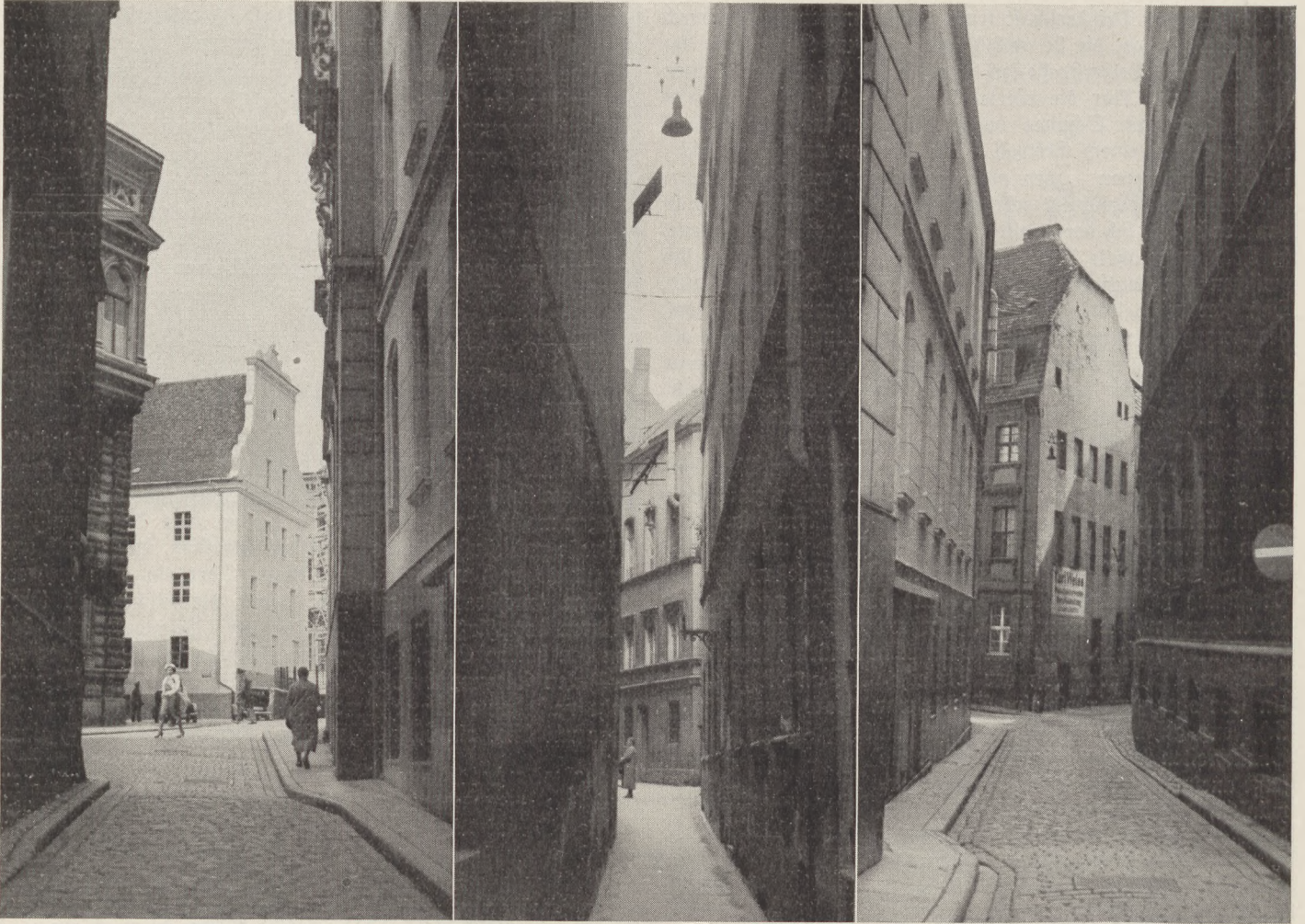
gewissen Merkmalen noch verfolgen. Er schmiegte sich an den Steilabfall des Tempelberges an und querte dann die heutige Frauenstraße. Wieder ist es eine Verengung und ein vorspringendes Haus, das uns den Fingerzeig gibt. Bis zu dieser Verengung, zwischen den Häusern Frauenstraße 9 und 47, reichte die Frauenstraße im Mittelalter überhaupt nur und war hier durch ein Tor im Wall, später an gleicher Stelle durch ein Tor in der Stadtmauer abgeschlossen. Weiter zog sich der Wall an der rückseitigen Grenze der Grundstücke der Baumstraße entlang und bog dann im Zuge der Kleinen Oderstraße nach Süden ab. Ihn dichter an die Oder heranzurücken, war für die bescheidene Baukunst der Frühzeit zweckwidrig, weil von der Kleinen Oderstraße ab - ein Blick auf das Straßenpflaster zeigt das noch deutlich - der Boden nicht mehr hochwasserfrei war.

Auch die Kleine Oderstraße hat wieder ihre Besonderheit. Sie ist die einzige Straße der Gegend, die nicht leidlich gradlinig verläuft, die an ihrem südlichen Ende sogar einen kurzen Bogen macht, der sie nach Westen wendet. Das Gebiet zwischen Straße und Fluß, damals also Wall und Fluß, müssen wir uns um 1100 noch unbesiedelt vorstellen. Aber ein oder mehrere Gänge durchbrachen den Wall, damit die Fischer mit ihren Karren das Flußufer erreichen konnten. Besonders wird das an den beiden Ecken, also an der Baumstraße und an der erwähnten Biegung der Fall gewesen sein; an dieser Biegung setzt noch heute der seltsame Engpaß der Hackstraße an. Er war und blieb ein öffentlicher Gang, den niemand durch einen



Das Werden Stettins aus vier ursprünglichen Vierteln





Kl. Oderstraße westwärts aufsteigend

Der Spalt der Hackstraße

Kl. Oderstraße ostwärts abfallend

Hausbau zu sperren wagen durfte, es sei denn, daß er ihn vielleicht überbaut hätte.

Weiter stieg der Wall wieder aufwärts, den heutigen Neuen Markt einfassend und das Ende der Frauenstraße querend. Wieder springt an dieser Stelle ein Haus weit vor (Frauenstraße 29). Weiter aufwärts klimmend ließ er das heutige „Haus der Wirtschaft“ außen und lief dann auf dem Rande einer natürlichen Senke entlang, der heute die Schuhstraße folgt. Nun querte er die Fuhrstraße, und zwar da, wo diese eine deutliche Verengung aufweist, zwischen den Häusern Nr. 5 und 24. Wenn das auch bei dem gänzlichen Verschwinden des Walles und dem Fehlen aller Nachrichten mit voller Sicherheit nicht gesagt werden kann, so wird die Annahme doch wahrscheinlich gemacht durch einen uralten öffentlichen Gang, der durch das Grundstück Fuhrstraße 7 in romantischem Dämmerlicht, mit dunklen Ecken und Winkeln über eine steile Stiege abwärts führte. Er kann recht wohl das letzte Überbleibsel eines an der Innenseite des Walles entlangführenden Ganges ähnlich der Hackstraße sein, nur mit dem Unterschied, daß er eben überbaut wurde. Aber erhalten hat er sich als unantastbare Wegegerechtigkeit bis in die neue Zeit. Erst die neueste Zeit hat ihn etwa vor einem Jahrzehnt gesperret, aber nicht beseitigt. Das letzte Stück des Walles schmiegte sich dann dem Walle der Hochfläche an, den er etwa in der Höhe des Schnittpunktes der Pelzerstraße mit der Kleinen Ritterstraße erreichte.

Nun kam der stetige, erst spärliche, dann immer breiter werdende Strom der deutschen Rückwanderer: Kaufleute, Handwerker, Bauern, Geistliche. Jeder Stand und Beruf suchte sich das ihm und seiner Hantierung genehme Gebiet aus.

Der Kaufmann bevorzugte natürlich das Gebiet unmittelbar an der Oder. Der Strom war seine Verkehrsstraße. So entstanden die ersten Wohn- und Speicherbauten neben dem erwähnten Erdwall, zwischen Hack- und Hagenstraße. Beide Namen bedeuten eigentlich dasselbe, sind abzuleiten von „hegen“, d. h. einfriedigen. Bis zum Bau der steinernen Stadtmauer konnte die Einfriedigung nur behelfsmäßig, also nur wieder ein Erdwall sein. Daß der neue Stadtteil gerade bis zur Hagenstraße reichte, erhellt nicht nur aus dem Namen, sondern auch aus der Eigenart des Geländes. Die Einfriedigung machte sich eine Mulde nutzbar, die vorübergehend die Rolle eines schützenden Grabens übernahm. Diese Furche setzte am Rande der Hochfläche an und führte zur Oder. Ihr Verlauf ist bis heute ablesbar. Der stille, beschauliche Winkel, der heute als „Johannishof“ von der Fuhrstraße abzweigt, war der Anfang der Furche, die zumindest bei Regen- und Tauwetter viel Wasser zu Tal führte. Da war es wenig ratsam, durch einen Hausbau im Zuge der Fuhrstraße dem Wasser den Weg zu verlegen, wie denn überhaupt die Frage nach dem Sinn der Führung der bergabführenden, im Bogen verlaufenden Straßen (Schuhstraße, Schulzenstraße, Rosengarten) ihre Beantwortung vielleicht aus einer ganz einfachen Überlegung erfährt. Daß



Krumme Straßen bei Kämpfen leichter zu verteidigen sind, daß sie dem Wind die freie Bahn verlegen, daß sie für Fuhrwerke leichter erklimmbar sind, mag schon recht sein; aber die einfachste Lösung der Frage liegt vielleicht in den Gegebenheiten der Natur. Wo diese Furchen im Gelände gebildet hatte, als Schmelzwasserrinnen der Eiszeit oder Regenrinnen der vorgeschichtlichen Zeit, da wird der Mensch seine Häuser längs der beiden Ränder solcher Furchen gesetzt und sich gehütet haben, sie quer zu legen. So also führte eine Furche vom Johannishof die Schuhstraße abwärts - deren Höfe höher als das Straßenpflaster liegen - schräg über dem Heumarkt durch die Hagenstraße zur Oder. Die Verbindungslinie Schuhstraße-Hagenstraße bezeichnet noch heute die Sohle der Furche, da das Gelände zu beiden Seiten sanft ansteigt, was auf dem freien Marktplatz gut zu beobachten ist.

Bald reichte der Raum für die neue Kaufmannsiedlung nicht mehr aus. So mußte weiteres Gebiet dazu genommen werden. Einmal war es der deutschen Baukunst möglich, das noch unbesiedelte Gebiet zwischen der Kleinen Oderstraße und der Oder mit Wohnbauten in Anlehnung an den Erdwall (aber noch nicht bis an die vordere Fluchtlinie der Häuser am heutigen Bollwerk!) zu füllen, und dann wurde südlich an die Hagenstraße anschließendes Gelände der Bestiedlung erschlossen.

Wie weit dieses reichte, ist wiederum aus der Straßenführung noch heute erkennbar. Während der untere Teil der Splittstraße um 1900 einen großzügigen Durchbruch zur neuen Hansabrücke erfuhr, hat die obere Splittstraße ihre Eigenart

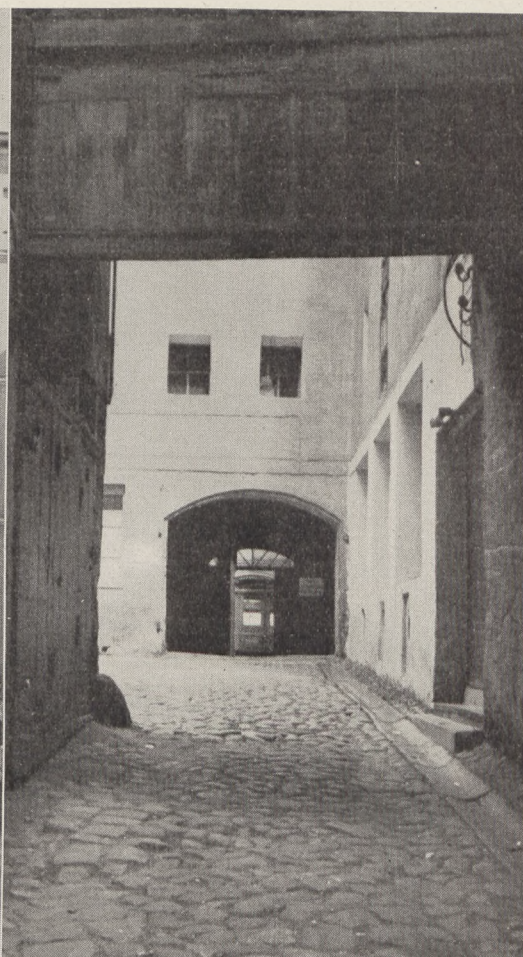
bewahrt. Sie ist eben nur ein „Splitt“, d. h. ein Spalt, also überhaupt keine Straße, und sie ist gewunden. Damit hat sie die Eigenart der in pommerschen Städten noch vielfach zu findenden „Mauerstraßen“, schmaler Gassen zwischen einer Häuserreihe und der Stadtmauer, die eigentlich nur dem Fußgängerverkehr dienen. Sie liegen eben am Rande der mauerumwehrten Siedlung, mag statt der Mauer in unserem Falle auch wieder nur ein behelfsmäßiger Wall vorhanden gewesen sein; vielleicht war auch eine Mauer geplant oder gar angefangen, ihr Bau indessen zugunsten eines viel großzügigeren Mauerbaues aufgegeben wurde. Es wird kein Zufall sein, daß gerade bei der Mündung der Splitt- in die Reiffschlägerstraße diese hier ihre engste Stelle hat und somit die Splittstraße eine ähnliche Rolle gespielt haben kann wie der alte Durchgang vom Hause Fuhrstraße 7 zur Frauenstraße oder wie die Hackstraße.

Der Wall mag noch weiter aufwärts bis zur Großen Domstraße geführt und dann an den oben erwähnten Wall angeschlossen worden sein. Er umfaßte nach der Oder zu die Siedlung der Kaufleute, in den höheren Lagen die der Handwerker.

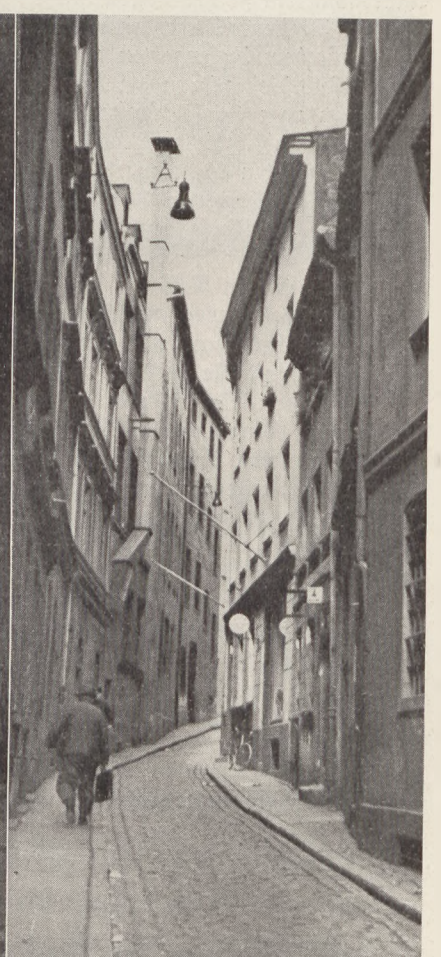
Die Bauern indessen brauchten eine dörfliche Siedlungsform für die Erfordernisse ihres Berufes und legten hier in Stettin ebenso wie in Pommerensdorf, Grabow, Bredow, Züllchow ein Angerdorf an. Alle diese Angerdörfer haben die Eigentümlichkeit der Lage gemein: die Achse des Angers weist zur Oder. Im dörflich gebliebenen Pommerensdorf ist es bis



Haus Frauenstraße 47



Durchblick Rosengarten-Breite Straße



Die Splittstraße



heute die Dorfstraße, in Grabow die heutige Post-, frühere Breite Straße, in Bredow die Bredower Straße, in Jüllchow die Schloßstraße und in Stettin die Breite Straße. Es mag uns heute, wo die Breite Straße die Hauptgeschäftsstraße der Stadt ist, seltsam genug anmuten, daß sie einst Dorfstraße gewesen sein soll. Dennoch läßt sich bis auf die Gegenwart aus gewissen Merkmalen dartun, daß dem wirklich so war.

Die Breite Straße ist nach Art einer Dorfstraße besonders geräumig, auch heute noch die breiteste Straße der gesamten Altstadt, und wir müssen sie uns ehemals noch breiter vorstellen, als die Stadt noch keine Raumnöte kannte. Sie spitzte sich nach Art eines Dorfgangers einst an beiden Enden zu, im unteren Ende noch heute und erst recht bis zum Jahre 1916, wo der Neubau des Kaufhauses von Karstadt Gelegenheit bot, die viel zu enge Straße zu erweitern. Bis dahin mußte die Straßenbahn dort auf ein kurzes Stück eingeleisig fahren. Die Dorfstraße war trotz ihrer Breite einstmals doch nicht eine eigentliche Verkehrsstraße, der Verkehr schnitt sie vielmehr in ihrem oberen Ende nur an, denn die vom Passauer Tor einkommenden Wagen durchfuhren die heutige Große Wollweberstraße und bogen dann in die Mönchenstraße ein. Auffallend bleibt ferner die nach Art der Ungerdörfer lange, nur von der schmalen Popenstraße unterbrochene Häuserreihe. Keiner der übrigen Teile der Altstadt hat auch nur entfernt so lange Häuserblöcke aufzuweisen. An der Dorfstraße reihten sich die Bauerngehöfte mit geringer Breite aber großer Tiefe auf, so daß Wohnhaus mit Toreinfahrt, Ställe, Scheunen hintereinander gestaffelt lagen, wie das heute noch in pommerischen Ackerbaustädten zu beobachten ist. So reichten die Grundstücke von der Breiten Straße hindurch bis zur Mönchenstraße auf der einen, dem Rosengarten auf der anderen Seite; und das ist mehrfach bis auf den heutigen Tag so geblieben. So z. B. kann man vom Hause Breite Straße 13 geradeswegs durch zwei Höfe und drei torartige Durchfahrten bis zum Grundstück Rosengarten 65 gelangen. Gleichfalls ist es möglich, vom Grundstück Rosengarten 71 die Breite Straße zu gewinnen. Auch ein - allerdings heute schon verschwundener - Straßename weist auf die Bauernsiedlung hin: die Große Wollweberstraße hieß in dem Teil, der an der Breiten Straße vorüberführt, Baustraße, was aus Baumannstraße verkürzt ist, was wieder gleichbedeutend mit Bauernstraße ist, wie Fuhrstraße aus Fuhrmannstraße verkürzt sein wird.

Das vierte Stadtviertel, die Gegend um den Rosmarkt herum, war lange nur locker bebaut, ließ noch Raum für Gärten und selbst Ackerstücke, ist daher weniger klar gegen die übrigen Stadtteile abzusehen. Aber die Grenze, sozusagen die Naht, die sie an den älteren Stadtkern anschloß, ist vielleicht noch erkennbar an einer Unstimmigkeit. Es ist nicht recht einzusehen, warum die Rosmarktstraße nicht die Fortsetzung der

Pelzerstraße bildet. Der heutige Verkehr leidet recht sehr unter der Hausbreite, um die die eine gegen die andere versetzt ist. Die Rosmarktstraße gehört einem Straßennetz an, dem vom Rosmarkt her seine Linienführung bestimmt wurde, während die Pelzerstraße Bestandteil der Straßenzüge der älteren Stadt ist. Da fehlten anfangs alle Beziehungen, und der Zufall fügte es nicht, daß die eine die Fluchtlinie der anderen aufnahm.

Neben diesen Stadtteilen bildete das Franziskanerkloster im Süden der Stadt eine Welt für sich. Wenn die Stadtmauer zunächst im Zuge der Splittstraße geplant worden sein sollte, dann wäre die Gesamtheit der umfangreichen Klosterbauten vor die Stadt zu liegen gekommen, wie ja auch das Zisterzienserinnenkloster auf der Nordseite außerhalb der Stadt lag. Eine solche Planung wird noch wahrscheinlich gemacht durch die Lage der ehemaligen Langen Brücke. Wie die Baumbrücke im Zuge der nördlichsten Straße, der Baumstraße, entstand, lief die Lange Brücke einst im Zuge der südlichsten Straße, der Langenbrückstraße, denn die noch südlichere, die Splittstraße, war ja keine Straße, die auch nur den bescheidensten Verkehr hätte bewältigen können, da zwei Fuhrwerke sich nicht begegnen konnten, und der Begriff der Einbahnstraße noch nicht erdacht war.

So ward denn die offenbar unerwartet schnell aufblühende Stadt im 13. Jahrhundert mit einer großzügig geführten Stadtmauer umgeben. Sie umfaßte das Mönchskloster, die Bauernsiedlung, das Rosmarktviertel und die älteste Stadt, kurz jenes Gebiet, das wir heute die Altstadt nennen. Die Mauer ist verschwunden, wenn auch nicht so völlig spurlos, wie der Unkundige annehmen muß. Zwar hat die Neuzeit gründlicher als in irgendeiner pommerischen Stadt mit dem mittelalterlichen Erbe der Stadtmauer aufgeräumt, aber in einigen Höfen und Kellern gibt es doch noch ein paar Reste, die ihr Dasein dort unbeachtet vertrauern und verträumen. Da bedeuten ein paar aus Findlingen und Ziegeln im Großformat gefügte Mauerbrocken, die vom Hofe des Grundstückes Heiligegeiststraße 5 gesehen hinter dornigem Gebüsch hervorlugen, einen Gruß aus Vorvätertagen, da steht als Fortsetzung dieser Spur auf dem Hofe des Grundstückes Rosengarten 40 noch eine ganze Wand dieser Mauer. Da hat der Neubau des Hofgebäudes des Grundstückes Heiligegeiststraße 8 sich lieb- und rücksichtslos oben auf einen flokigen Turmstumpf gesetzt, da steht schließlich im Hofe des Grundstückes Baumstraße 30 der stattlichste Rest der alten Befestigung, ein trutziger Turm, der von einstiger Wehrhaftigkeit kündet.

Mag Stettin gewiß arm an Überlieferungen einer stolzen mittelalterlichen Geschichte und besonders der Frühzeit seines Eigenlebens sein, so haben doch Lebensnotwendigkeiten einerseits, mangelnder Sinn für die Erhaltung des Erbes der Väter andererseits lekte Spuren einer achthundert Jahre alten Vergangenheit nicht ganz verwischen können.

## Sterne über der Großstadt

Ihr blickt so fremd auf diese große Stadt,  
in dieses wirre Meer der grellen Kerzen,  
und aller Glanz glüht stumpf und zagend matt  
und findet nicht den Weg zu unsern Herzen.

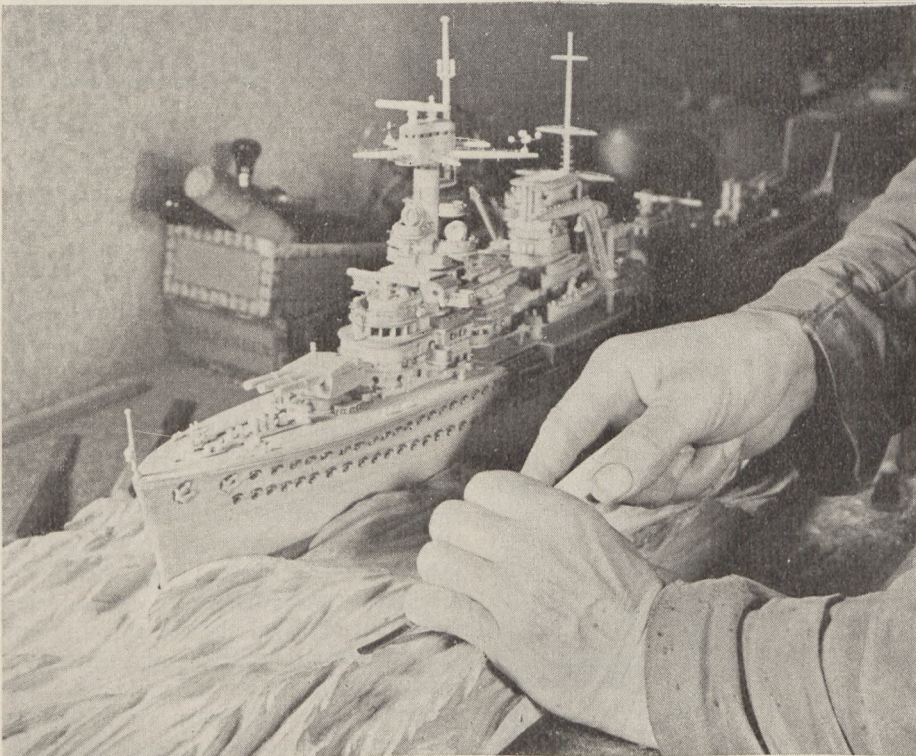
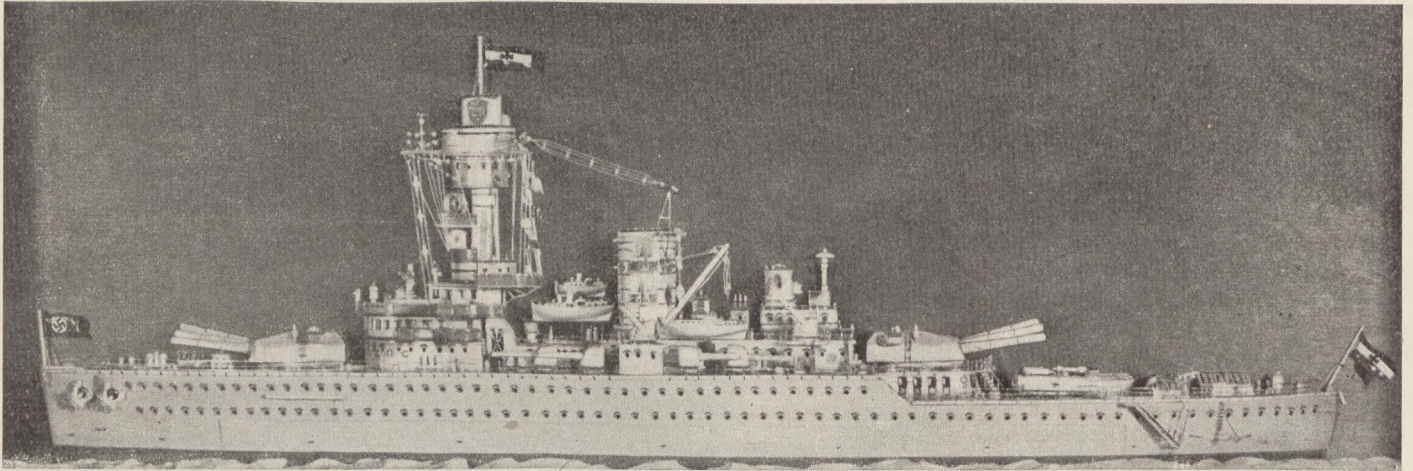
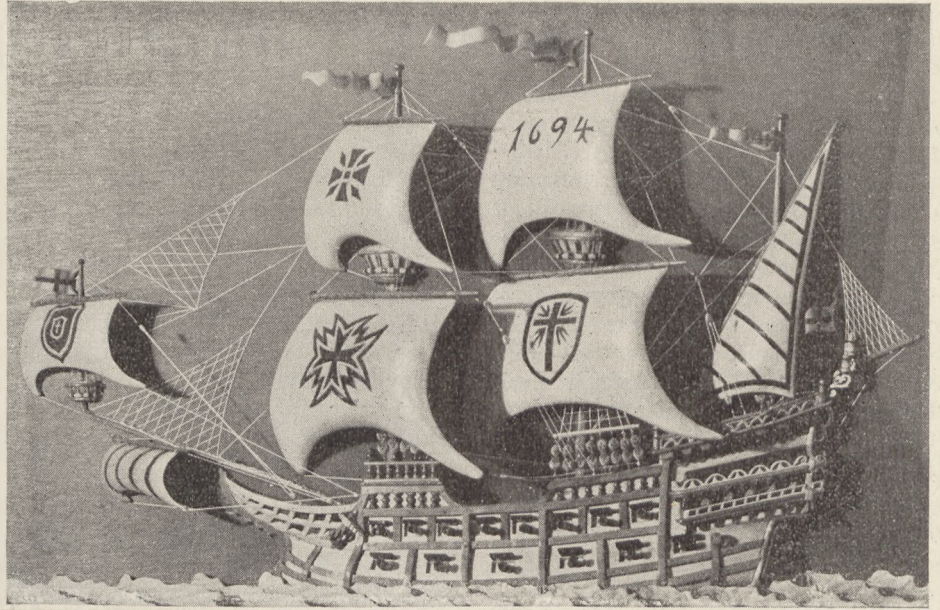
Ihr Sterne über dieser großen Stadt,  
ihr dünkt mich immer wie der Mutter Blick,  
die in der Fremd' ein Kind verloren hat  
und ruft es durch die Nacht zurück.

Ernst Frank



# Schiffe entstehen am Feierabend

Oben: Ein Zweidecker der ersten kurbrandenburgischen Flotte aus 3000 Teilen. — Mitte: Panzerschiff Deutschland, aus 7000 Teilen zusammengesetzt. — Unten: Kreuzer Leipzig geht nach 1½-jähriger Feierabendarbeit der Vollendung entgegen



Jugendwünsche gehen oft seltsame Wege, ehe sie sich auf ihre Weise erfüllen. So auch erging es dem Stettiner Erich Sch m u d d e, der um sein Leben gern Seemann werden wollte, es aber nicht geworden ist und heute als Arbeiter im Heringsgroßhandel seine Familie ernährt. Die Sehnsucht zum Meer jedoch hat ihn nie verlassen. Und so gehört seit langen Jahren der Feierabend dieses Mannes seinen Schiffen, die er - ob es sich nun um einen Zweidecker des Großen Kurfürsten oder um einen modernen Kreuzer handelt - naturgetreu und im Maßstabe 1 : 200 in Holz nachbildet. Eine unglaubliche Geduldsarbeit, wenn man weiß, daß allein die Nachbildung des Kreuzers Leipzig aus mehr als zehntausend Einzelteilen besteht und ein- einhalb Jahre Arbeit am Feierabend erforderte.

Aufn.: Rondophot



# Alte Schiffswerften im Stettiner Odergebiet

VON OTTO ALTENBURG

Solange die Stadt Stettin steht, hat man an ihren Stromufern Boote und Schiffe gebaut; denn ihr Lebens- element ist das Wasser, und an natür- lichen Plätzen für den Schiffbau war ja zu allen Zeiten Raum vorhanden. Vor etwa tausend Jahren, als die große Oderiedlung noch nicht befestigt war, boten die niedrigen Flußufer überall reich- lich geeignete Flächen für die Anlage ein- fachster Schiffbauplätze. Als aber seit dem 12. Jahrhundert, mit Beginn der deut- schen Ostkolonisation, ein planmäßiger Ausbau der Stadt einsetzte und gleich- zeitig auch die Befestigung angelegt wurde, da verengte sich der Raum zwischen den Ansiedelungen und dem Oderstrom mehr und mehr. Den Schiff- bau verlegte man nun auf die Lastadie oder beschränkte ihn im wesentlichen auf die dort vorhandenen Bauplätze.

Hier, auf dem rechten Oderufer, war zunächst noch genügend Raum für den Schiffbau gegeben. Hier befand sich das Gewerbe auch in seiner naturgegebenen Umgebung: nicht nur Schiffsgüter, sondern auch Ballast wurde hier aus- und eingeladen - es war die Ballaststätte, die Laststätte, die Lastadie. Als dann zwischen den beiden ältesten Brücken, der Rüterbrücke (Baumbrücke) und der Lan- gen Brücke (heute Hansabrücke), der Ufer- streifen mit einer Reihe fester Speicher- bauten besetzt wurde, mußten hier die

Schiffbauplätze aufgegeben werden, und der Schiffbau wurde nunmehr auf den nördlichen Streifen unterhalb der Baum- brücke beschränkt. Um 1500 erhielt dieser den Namen „Schippbuwerlastadi“, auch „Schippertimmerhofslastadi“ und blieb etwa drei Jahrhunderte hindurch die Hauptstätte des Stettiner Schiffbaus. Daher hat sich der Name Schiffsbau- lastadie ein volles Anrecht auf historischen Bestand erworben, und er hat sich, obwohl im 19. und 20. Jahrhundert der Schiff- bau dort aufgehört hat, bis heute er- halten.

Erst als der Schwedenkönig Gusta v Adolf in den Jahren 1631-32 die

Lastadie befestigen ließ und zwanzig Jahre später diese Werke noch verstärkt wurden, mußte sich der Schiffbau wieder einschränken. Unter dieser Einengung hat das Schiffbaugewerbe dann noch etwa 250 Jahre lang zu leiden gehabt, eigent- lich bis 1873, als man endlich anfing, Stettin von seinem lästigen Festungs- gürtel zu befreien. In den Akten der früheren Jahrhunderte stößt man daher immer wieder auf Klagen über den Mangel an genügend großen und ge- eigneten Schiffbauplätzen.

Auf diesem Nordende der Lastadie, das sich auch noch am Dünzig eine Strecke hinzog, besaß der Rat der Stadt Stettin

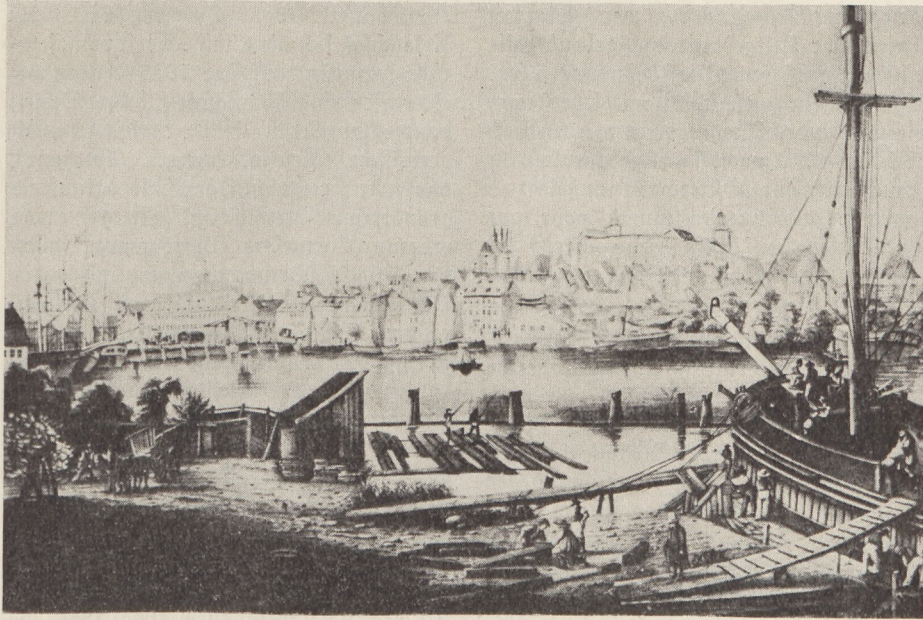


Seydell und von Würden, Eisengießerei und Maschinenbauanstalt in Grabow, um 1840

Stapellauf auf Musckes Werft um 1840

einen Schiffbauplatz, den „Zimmerplatz hinter dem Schlachthaus“. Jedenfalls bestand er seit den ältesten Zeiten; denn in den Akten des 18. Jahrhunderts heißt es, es sei dort „seit unendlichen Jahren gezimmert, Pech gekocht und Schiffe ge- bauet“. Doch war dieser „locus publicus, so gemeiner Stadt zugehört“ von so ge- ringem Umfang, daß dort nur ein Schiff auf Stapel gelegt werden konnte. Jähr- lich wurde er vom Rat der Stadt an Unternehmer, Reeder oder Schiffbau- meister verpachtet. Ferner lag da un- mittelbar am Wall und von einem in den Dünzig mündenden Wasserarm (Festungs- graben) umflossen der „Königliche Schiffs- holm“, der seinen Namen den Schweden verdankte (etwa 1640) und besonders viel





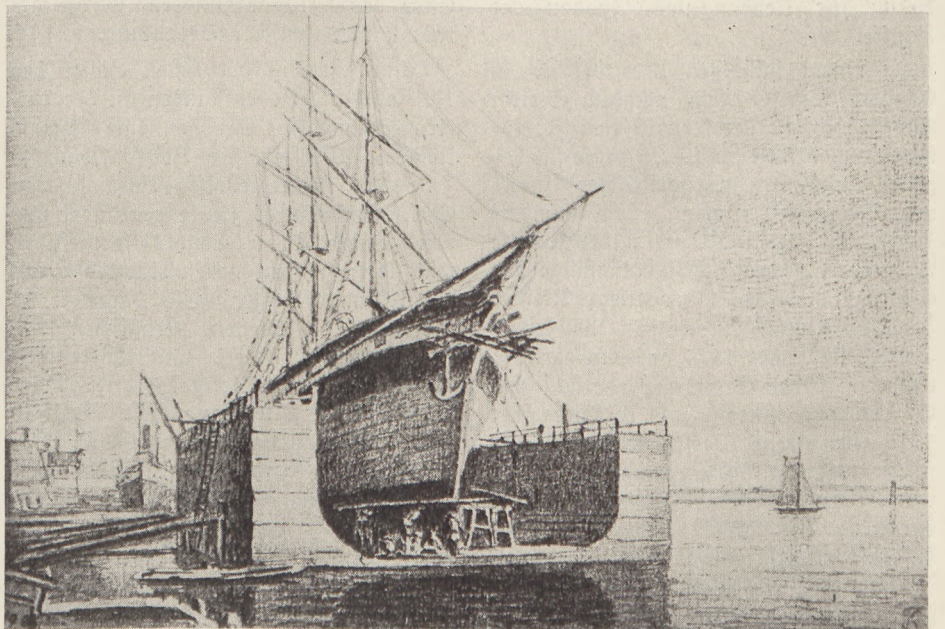
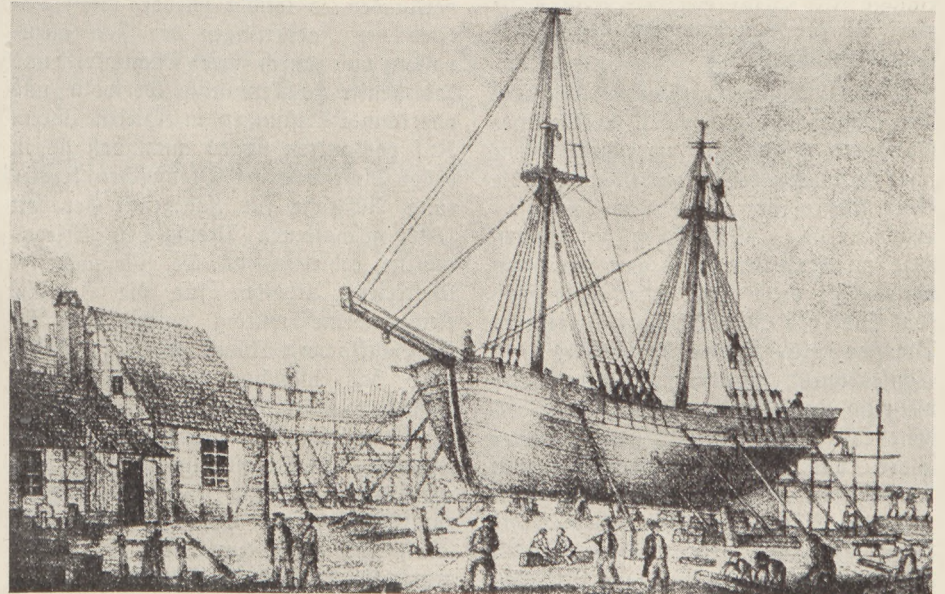
Oben: Alte Schiffswerft auf einem Holzbof am Dünzig. — Mitte: Nüßkes Werft um 1820. — Unten: Vollschiff Hawkesburg im Dock des Vulkans, nach einer Zeichnung von Kugelmann 1883

von den dort ansässigen Schiffbaumeistern Nüßke benutzt wurde. Am Holzbollwerk - etwa da, wo heute die Frauenstraße in das Bollwerk einmündet - wurde 1707 ein besonderer Platz zum Kielholen, d. h. zum seitlichen Überholen der Segelschiffe zwecks Ausbesserung des Schiffsrumpfs, eine Kielholstelle angelegt, die bis ins 10. Jahrhundert benutzt wurde. Aber schon um 1770 mußten die Schiffbauer auch über die Festungswerke hinausgehen; am Dünzig benutzten sie den Mellenhof oder Klapphof („Rats-Klapp-Holzbof“) und konnten besonders größere Schiffe bauen, die dann als Weinschiffe auf Bordeaux fuhren. Holzbofe einzelner Kaufleute am Dünzig dienten noch bis ins 10. Jahrhundert hinein dem Schiffbau. Hierfür wurden am Ende des 18. Jahrhunderts selbst die Ufer an der Parnitz, vor dem Parniktor, eingerichtet. Im Anfang des 19. Jahrhunderts legte der Ankerschmied Johann Seydell neben seiner Ankerschmiede auf der Knochenhauerwiese (Weichholm) eine Kielholstelle an, die bis in die Mitte des Jahrhunderts benutzt wurde.

Auch im Süden der Festungswerke, auf der Oberwiek, fand man schon um 1750 geeignete Uferplätze für den Schiffbau. Es waren die Holzbofe des Kriegsrats Ulrich, zu denen auch ein im Oderstrom gelegener Werder gehörte; er bekam später nach seinem Besitzer den Namen „Rahms Insel“. Im 19. Jahrhundert dagegen ließen die zahlreichen

auf der Oberwiek angelegten Brauereien, Brennereien und andere industrielle Anlagen für den Schiffbau keinen Raum mehr. Darum wurde dieser auf das östliche Oderufer, auf Polks' und Franz' Wiese, verlegt, wo die Werften von Koch und Krüger entstanden, die lange Zeit den Bau von Fluß- und Holzschiffen und Rähnen mit bestem Erfolg betrieben. Die aus dem einen dieser Betriebe in neuester Zeit hervorgegangene Greifenwerft ist auch zum Bau eiserner Segelschiffe (mit Motor) übergegangen und hat die beste Aussicht auf eine größere Entwicklung.

Bei allen älteren Schiffbauanlagen, etwa bis zum Jahre 1800, waren die Schiffszimmermeister selten die Besitzer. Meistens betrieben sie ihr Gewerbe auf gepachteten Plätzen oder im Auftrage





eines Unternehmers, des Reeders oder Holzhändlers. Nur die Einrichtungen und Werkzeuge für den technischen Betrieb waren in der Regel Eigentum des Schiffszimmermeisters. So waren denn die großen Holzhändler, deren Zahl schon im 18. Jahrhundert in Stettin ziemlich bedeutend war, die eigentlichen Inhaber der Werft. Das geht mit voller Deutlichkeit aus der Klage der Stettiner Schifferkompanie vom Jahre 1784 hervor: „Wo wir künftig bleiben sollen mit unsern Schiffen, wenn solche Reparatur bedürfen, ist uns gänzlich unbekannt, und noch weniger, wenn jemand ein Schiff bauen will; die Holz Höfe der Kaufleute sind nicht zu unserm Dienst, wenigstens nicht anders, als wenn bey neuen Bauten auch das Holz vom Kaufmann genommen und gut bezahlt wird, mit Reparaturen darf man gar nicht ankommen, und die einzige Kiel Stelle bey dem Holz Bollwerk ist für den Anwuchs der Schiffe nicht hinreichend.“

Neue Ausichten eröffneten sich auch dem Schiffbau, als es um 1790 Stettiner Kaufherrn gelang, umfangreiche Wiesen- und Hofstücke, die unmittelbar an die Oder stießen, von Bauern im Amtswasserdorf Grabow zu pachten oder zu erwerben. Das war unbedingt notwendig; denn hatte schon bald nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges in Preußen ein starker Aufschwung des Schiffbaues eingesetzt, so führte dieser während des Nordamerikanischen Freiheitskrieges (1775-1783) zu höchster Blüte und einem gewinnbringenden Handel mit Schiffen. Auf ihren gepachteten oder gekauften Holz- und Lagerhöfen im Dorfe Grabow fanden die Schiffszimmermeister ausreichenden Raum für Neubau und Ausbau der Schiffe.

Zu einem ständigen Werftbetrieb in Grabow kam es erst, nachdem Stettin Ende 1813 von der französischen Fremdherrschaft befreit war. Da regte sich sogleich ein starker, wirtschaftlicher Unternehmungsgeist. Schon etwa hundert Jahre lang hatten Mitglieder der Familie Nüscke auf der Schiffsbaulastadie den Schiffbau betrieben. Nun verlegte Meister Johann Christian Nüscke von dort seinen Betrieb im Jahre 1814 auf sein eigenes, neu erworbenes Grundstück oberhalb des Grabower Freistadens und eröffnete hier 1815 eine eigene Werft, die Arzelle der später zu hoher Blüte gelangten Schiffs- werft Nüscke & Co. Bald entstand hier ein neuer Mittelpunkt des alten überlieferten Stettiner Schiffbaus, der eben von der Lastadie hinaus nach dem viel freier gelegenen Stromgebiet in Grabow

verlegt wurde. Auch in der Folgezeit blieb dieser Leitgedanke maßgebend: alle späteren größeren Werftgründungen erfolgten mehr unterhalb am Oderstrom, wie noch späterhin dargelegt werden soll. Noch um 1910 wurde weiter nördlich, in Frauendorf, die Ostseewerft angelegt - und eine Zeitlang plante man sogar, auf den Wiesen bei Pölitz, gegenüber Langenberg, eine neue Werft zu gründen.

Bis in unsere Zeit ist die Werft von Nüscke die älteste Stettiner Schiffbaustätte geblieben. Nur sind heute die Besitzverhältnisse völlig verändert, wie auch der historische Name durch „Merkurwerft“ ersetzt wurde. Bis um 1875 ist diese Werft im Holzschiffbau führend gewesen, und bis 1890 war sie im ausschließlichen Besitz von Mitgliedern der Familie. Die Schiffbaumeister Johann Christian, Albert Emil und Johann Nüscke verstanden es immer wieder, ihren Betrieb den Forderungen der Zeit anzupassen und durch ihre Tüchtigkeit und gediegene Fachkenntnisse wertvolle und anerkannte Leistungen zu erzielen. Ihrem Ruf verdankten sie es auch, daß sie in erster Linie von der Preussischen Regierung Aufträge für Fahrzeuge der seit 1848 geschaffenen Preussischen Kriegsmarine erhielten, an die sich noch im Weltkrieg Arbeiten für die Deutsche Kriegsmarine würdig angeschlossen. Als die Schiffswerft Nüscke & Co. im Jahre 1915 das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens in Grabow feierte, leitete sie damit zugleich ihre Entwicklung zur angesehenen Großwerft ein, wie sie schon um 1890 rechtzeitig vom Holzschiffbau zum Eisen- und Dampfschiffbau endgültig und mit bestem Erfolg übergegangen war. Diese ihre Neugestaltung am Ende des 19. Jahrhunderts wurde geradezu von typischer Bedeutung.

Denn schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden an der Anterwiek und in Grabow eine Anzahl kleinerer Werften für Holzschiffbau, so Zieske, heute Wolffs Holzhof. Von Christian Friedrich Zieske gegründet und von seinem Sohn Eduard fortgeführt, war sie lange Zeit neben Nüsckes Werft die leistungsfähigste. Sie baute u. a. mehrere der ältesten preussischen Ranonnenboote aus Holz und führte auch einen Umbau der Kriegskorvette „Amazonen“ aus. Später ging diese Werft in den Besitz der Eisenhandlung J. P. Degener über, der sie an den Schiffbaumeister Alexander Sieg verpachtete. Seine, später an den Dunzig verlegte Werft besteht dort noch heute.

Weiter unterhalb in Grabow folgte die Werft von Liegnitz, dann die

Bootsbauerei von Carmesin. An diese schloß sich die Schiffswerft von Heinrich Carmesin, auf der 1843 der an der Stettiner Schiffbauschule tätige Schiffbaumeister C. A. Elberzhagen die preussische Kriegskorvette „Amazonen“, das erste Kriegsschiff der bald darauf gegründeten Preussischen Kriegsmarine, erbaute. Carmesins Werft wurde später von Nüscke übernommen und mit dessen Betrieb vereinigt. Auf dem umfangreichen Hof der Ankerschmiede Eduard Seydells am Grabower Freistaden bauten mehrere Meister neue Schiffe: Berndt, Domke und Aron. Außerdem werden in den Akten Meister wie Clawiter, Masche, Lambrecht, Schulz, Krause, Schüler, Randow erwähnt, die aber wohl ihre Schiffe nicht auf eigenen Werften bauten. Ihren Höhepunkt erreichten die verhältnismäßig zahlreichen Werften des Holzschiffbaues etwa 1850 bis 1860, wo eine beträchtliche Anzahl neuer und besonders großer Schiffe, sogar die stattlichen vom Typ der Klipper, in Stettin und Grabow hergestellt wurden. Als dann um 1870 bis 1880 durch die starke Entwicklung des Eisenschiffbaus die gewaltige wirtschaftliche und technische Krise eintrat, erlagen ihr fast alle alten Werften des Holzschiffbaues, nur nicht, wie wir sahen, die von Nüscke.

Längst aber war inzwischen die Gründung und Entwicklung neuzeitlicher Schiffbauanlagen vor sich gegangen. Sie stand im engsten Zusammenhang mit der Einführung der Dampfkraft in die Gewerbebetriebe. Am ältesten von allen sind die heutigen Oderwerke. Schon 1837 legte die Stettiner Eisengroßhandlung G. E. Meisters Söhne (gegründet 1791) im Dorfe Grabow eine Eisengießerei an. Diese „Stettiner Eisengießerei“ erwarben im Jahre 1840 Seydell und von Würden, die das Werk mit ihrer auf dem Bleichholm betriebenen Kesselschmiede und Maschinenfabrik vereinigten und nun Dampfmaschinen und Dampfkessel, besonders für die ersten Stettiner Dampfschiffe, lieferten. 1854 übernahmen die Ingenieure Möller und Hollberg die Fabrik und gingen selbst zum Bau von Dampfschiffen aus Eisen über. Nachdem 1903 das Werk in die Aktiengesellschaft „Stettiner Oderwerke“ umgewandelt war, entwickelte es sich immer mehr zur Großwerft und nimmt heute die erste Stelle in der Stettiner Werftindustrie ein.

Aus dem Jahre 1851 stammte die einst weltberühmte Maschinen- und Schiffbauanstalt „Vulcan“, damals von den Ingenieuren Früchtenicht und Brock als kleine Werkstätte und Werft im Dorfe Bredow bei Stettin angelegt. Schon im



Jahre 1852 wurde dort das erste eiserne Dampfschiff „Die Dievenow“ (für den Personenverkehr nach den Seebädern) vom Stapel gelassen, als verheißungsvoller Anfang einer bald einsetzenden glänzenden Entwicklung. Durch diese wurde der „Vulcan“ bald die größte Werft Stettins, später auch Deutschlands.

Der schon vorher erwähnte Ingenieur Aron begründete im Jahre 1863 zusammen mit Gollnow in Grabow die Maschinenbauanstalt und Werft „Aron & Gollnow“, die lange Zeit neben dem „Vulcan“ die bedeutendste Schiffbauanstalt im Stettiner Odergebiet war. 1889 wurde sie räumlich und betrieblich mit der Nachbarwerft von Möller und

Hollberg vereinigt, woraus später die „Stettiner Oderwerke“ hervorgingen.

Selbst im Anfang des 20. Jahrhunderts kam es im Stettiner Odergebiet noch zur Gründung neuer Werften. Um 1910 wurde, wie bereits kurz erwähnt, im Dorfe Frauendorf die „Ostseewerft“ angelegt, die sich schnell entwickelte und besonders in der Zeit des Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren immer mehr den Charakter einer Großwerft annahm. Trotzdem teilte sie später infolge des allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges das Schicksal so vieler deutscher Werften und ging ein. Nehmen wir dazu noch die Zweigniederlassung für Maschinen- und Binnen-Schiffbau von Casar Woll-

heim im Dorfe Glienken und die „Neue Oderwerft“ in Goklow, die beide aber nur einige Jahre bestanden, so ergeben sich, von ganz kleinen Betrieben abgesehen, für die Zeit um 1920 im ganzen vier Großwerften und fünf kleinere Werften im Stettiner Odergebiet. Damals wie schon lange vorher war nach der Zahl der beschäftigten Arbeiter und nach dem Umfang der Anlagen und des Kapitals die Werftindustrie für Schiffbau und Schiffsmaschinenbau tatsächlich die bedeutendste und führende Industrie am Platze. Zu neuem Aufschwung in unserer Zeit sind auch auf diesem Wirtschaftsgebiet die besten, erfolgversprechenden Ansätze gemacht.

# Lebenslänglich gefangen in der Festung Stettin

## Schicksalsweg der preußischen Kronprinzessin Elisabeth von Braunschweig

VON FRANZ LOMMATZSCH

Wo manchmal an lauen Sommerabenden im Stettiner Schloßhof die hellen Rampenlichter der Freilichtbühne des Stadttheaters empor zum Nachthimmel leuchten, irrte vor über anderthalb Jahrhundert, ratlos und einsam, eine zweiundzwanzigjährige Frau über das holprige Pflaster. Ihr einziger Gedanke war: Fliehen! Aber so sehr sie auch von Tür zu Tür an den Wänden im Dunklen entlang tappte und endlich die kalten großen Türklinken des Haupteingangs herunterdrückte, der wie alle anderen Eingänge fest verschlossen war, sie mußte erkennen, daß all ihr Beginnen zwecklos war. Sie war gefangen, gefangen im alten Herzogschloß zu Stettin.

Es war die lebenslänglich nach der Festung Stettin verbannte Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms II., geborene Prinzessin von Braunschweig, die hier von einem Haushofmeister J. E. S. Krüger und von zwei Hofdamen, einer Baronesse von der Goltz aus Groß Rüssow (Kreis Pyritz) und einer Frau von Bismarck, betreut und streng bewacht wurde.

Ein unerbittliches und schweres Schicksal vollzog sich an der Lieblingsnichte des Alten Fritz, die mit ihren großen Geistesgaben wie selten eine andere Prinzessin

befähigt gewesen wäre, einmal Preußens Thron zu zieren.

Der Alte Fritz hat den Siebenjährigen Krieg glücklich beendet, Jahre des Wohlstandes und der inneren Ruhe beginnen. Er baut auf, und die neugewonnenen Provinzen verspüren des Königs Wohlwollen, der sich ganz in die Stille von Sanssouci zurückzieht. Seine Ehe blieb kinderlos, und er denkt ernstlich an einen Nachfolger, wozu der älteste Sohn seines Bruders, der Prinz Friedrich Wilhelm (II.), bestimmt wird. Er soll sein Werk vollenden und Preußen zum mächtigsten Staat in Deutschland machen. Leider hat der zwanzigjährige Prinz noch nicht die Reife, die für einen zukünftigen Herrscher nötig ist. Und obwohl er die besten Erzieher und Lehrer gehabt hat, ihm fehlt der Ernst zu seinem zukünftigen Beruf, ihn lockt das tanzende und von Festen rauschende Berlin. Immer neue Geschichten erreichen das Ohr des Königs, so daß er endlich beschließt, dem Treiben des Prinzen ein Ende zu machen und ihn zu vermählen. Er will also das gleiche Mittel anwenden, gegen das er sich einst selbst energisch gewehrt hat; aber er weiß jetzt, daß das Wort Staatsraison kein leerer Begriff ist. Er denkt an die vierte Tochter seiner Schwester Philippine

Charlotte, der Gemahlin Herzog Karls I. von Braunschweig-Bevern, die Prinzessin Elisabeth, die alle Vorzüge an Jugend, Schönheit und Bildung besitzen soll, durch die der Prinz vielleicht von seiner lockeren Lebensweise abgelenkt wird.

Der König schickt einen Boten nach Schloß Schönhausen, wo seine Gattin Elisabeth Christine einsame Tage verbringt, und fragt bei ihr an, wie sie zu dem Plan stehe. Nun, Elisabeth Christine ist entzückt von dem Vorhaben, ist doch die in Aussicht genommene Prinzessin ebenfalls ihre leibliche Nichte, nämlich das Kind ihres Bruders, des schon erwähnten Herzogs Karl I. von Braunschweig-Bevern. Sonderbares Omen, denkt die Königin, die Prinzessin ist wie ich am 8. November geboren, hoffentlich blüht ihr nicht das gleiche Los, das Los einer ungeliebten, unglücklichen Frau auf der kühlen Höhe eines Fürstenthrones. Und noch etwas macht sie bedenklich: auch der Prinz ist ihr nah verwandt, sie ist seine leibliche Tante. Aber warum sollen sich schließlich Vetter und Base nicht heiraten! Kurz entschlossen gibt sie dem König zustimmenden Bescheid nach Sanssouci. Und schon wenige Tage später, im Sommer 1763, besucht er mit seinem Neffen die Braunschweiger Verwandten



auf Schloß Salzdahlum, um ein Zusammentreffen mit der auserwählten Prinzessin selbst in die Wege zu leiten, die im 17. Lebensjahre steht. Man weiß in Braunschweig, weshalb der Alte Fritz erscheint, und empfängt ihn und den Prinzen mit großem Pomp.

Die Prinzessin Elisabeth übertrifft mit ihrer strahlenden Jugend, ihrem geschliffenen Geist und ihrer anmutigen und liebenswürdigen Art alle Erwartungen des Königs. Auch der Prinz von Preußen findet Gefallen an ihr, und schon im nächsten Jahre erscheint der Braunschweiger Hof in Berlin, wo ein Ball mit Illumination in Sanssouci stattfindet. Am 18. August 1764 wird im Charlotten-

burger Schloß die Verlobung des kronprinzlichen Paares gefeiert.

Friedrich der Große drängt auf baldige Heirat, und es kommt oftmals zu heftigen Reibereien zwischen ihm und dem Thronfolger. Endlich wird die Hochzeit auf den 14. Juli 1765 festgesetzt. In Magdeburg wird die Prinzessin vom Hofstaat des Prinzen von Preußen feierlich empfangen. Hier überreicht man ihr - die keinen Schmuck liebt - im Auftrage Friedrichs des Großen einen Familienschmuck im Werte von 800 000 Taler, und weiter geht es nach Berlin, wo der Brautzug kurz vor Potsdam vom König in einem Zelt persönlich begrüßt wird. Die Hochzeit findet im Charlotten-

Schloß statt. In der Orangerie wird das große Festmahl eingenommen, und anschließend begibt sich die ganze königliche Familie in die Galerie zum Fackeltanz. Dann führt Friedrich der Große das junge Paar selbst ins Schlafgemach. Es folgen Tage schimmernden Glücks. Gratulationen, Bälle, Feuerwerke und Redouten wechseln einander ab. Die junge Kronprinzessin triumphiert mit ihrer Schönheit wie eine junge Göttin. Das Berliner Theater führt ein Festspiel des Dichters und Schauspielers Johann Christian Brandes, eines geborenen Stettiners, auf, über das die Prinzessin entzückt ist. Dann lebt sie mit ihrem Gatten in Potsdam, und das Glück will kein Ende nehmen. Sie ist heiter und liebenswürdig, tanzt und singt und sieht das Leben voller Rosen. Sie weilt oft mit ihrem Manne in Sanssouci und trägt Sonnenschein in die großen, einsamen Räume.

Aber ihr Eheglück dauert nicht lange, denn schon ist ihr Gemahl wieder im Banne anderer Frauen, darunter die durch ihre blendende Schönheit auffallende Gräfin Holstein. Ein Jahr nach der Hochzeit hat er Beziehungen zu der vierzehnjährigen Wilhelmine Encke, der Tochter eines Kammermusikers, die später sogar zur Gräfin Lichtenau erhoben wird. Sie blieb bis zu seinem Lebensende seine Geliebte. Doch Elisabeth kämpft um ihre Rechte als Gattin und Frau. Es kommt zu heftigen eifersüchtigen Ausritten ihrerseits. Durch seine französischen Kammerdiener macht der Kronprinz die Bekanntschaft der französischen Opernsängerinnen Clairval, Guimar und Houberti, mit denen er ein leichtsinniges Leben führt und die es fertigbringen, die ihnen vom Kronprinz geschenkten wertvollen Pelze öffentlich zu verkaufen.

Elisabeth fühlt sich aufs tiefste gekränkt, und sie verfällt auf den unglückseligen Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Noch einmal wird das Unglück abgelenkt, denn sie fühlt sich Mutter und schenkt am 6. Mai 1767 einer Tochter das Leben, die das einzige Kind aus ihrer Ehe mit dem Kronprinzen bleibt. Die Prinzessin erhält den Namen Friederike. Sie verheiratete sich 1791 mit dem englischen Königssohn Prinz Frederik, Herzog von York.

Aber das schwelgerische und sittenlose Leben des Kronprinzen geht weiter, und Elisabeth, von allen guten Geistern verlassen, stürzt sich in ein Liebesabenteuer mit einem Kammermusiker Pietro. Man fängt einen Brief von ihr an ihn ab, in dem es heißt: „Komm doch nach Berlin auf den Maskenball, den der Prinz Hein-



Kronprinzessin Elisabeth. Nach einem Ölgemälde von Ziefenes



rich am 24. Januar (1769, am Geburtstage Friedrichs des Großen) gibt! Ich kann nicht leben ohne Dich. Du mußt mich von hier entführen, und ich will Dir überallhin folgen. Ich will lieber trockenes Brot essen, als länger mit meinem dicken Tölpel leben." - Damit ist ihr Schicksal besiegelt. Friedrich der Große, der nun vom Kronprinzen gedrängt wird, die Scheidung zu beantragen, willigt nur ungern ein, denn er sieht in dem Kronprinzen den Schuldigen und außerdem ist Elisabeth schließlich seiner Schwester Kind. Aber es hilft nichts. Es folgt eine peinliche Untersuchung durch einen vom König eingesetzten Gerichtshof, der am 21. April 1769 die Scheidung auspricht und die Kronprinzessin für schuldig erklärt. Zur Strafe erhält sie schwere Festungshaft und wird nach Stettin, einer damals grauen und düsteren Festung mit 16 000 Einwohnern, verbannt. Der Titel Kronprinzessin wird ihr aberkannt. Schon zwei Tage später, um Mitternacht, erfolgt unter militärischer Bedeckung, umgeben von einer laut weinenden Menschenmenge, ihr Abtransport von Berlin nach Stettin.

Vom höchsten Gipfel menschlicher Höhe stürzte das zweiundzwanzigjährige junge Weib in einen Wschermittwoch, der 71 lange Jahre dauern sollte. Verbannt von dem gewohnten Glanz und den rauschenden Festen des Berliner Hofes, wurde sie im alten Stettiner Herzogschloß untergebracht, wo man ihr drei einfache Zimmer schnell hergerichtet hatte. Sie stand unter militärischer Bewachung und erst nach einem Jahr erhielt sie die Erlaubnis zu kurzen Spaziergängen in die Stadt, die auch nur unter strenger Bewachung ausgeführt werden durften, da sie mehrere vergebliche Fluchtversuche unternommen hatte. Graf Lehndorff, der Kammerherr der Gemahlin Friedrichs des Großen, berichtet in seinem Tagebuch, das 1907 unter dem Titel „Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen“ von Karl Eduard Schmidt herausgegeben wurde, wie er 1770 auf der Durchreise nach seiner Heimat Ostpreußen in Stettin bei seiner Schwester (von Podewils) halt gemacht und dabei die Prinzessin Elisabeth beobachtet hat, wie folgt: „Am ersten Pfingstfeiertag sehe ich einen Augenblick auf und setze mich ans Fenster, das auf die Promenade geht. Da sehe ich mit Rührung die einstige Prinzessin von Preußen vorbeigehen, die jetzt in Stettin gefangengehalten wird. Sie hat die Erlaubnis bekommen, spazieren zu gehen und benutzt sie auch in reichlichem Maße. Das einzige Vergnügen der Prinzessin besteht darin, zwei oder drei Stet-

tiner Damen besuchen zu dürfen, die man kaum als liebenswürdig bezeichnen kann. Kein Herr wagt mit ihr zu reden, außer dem dicken Herzog von Bevern. Sie kleidet sich absonderlich, aber da sie schön ist, steht ihr alles gut, während die Stettiner Damen, die ihr das nachmachen, so merkwürdig aussehen, daß man sie alle für schlechte Tänzerinnen halten könnte - ganz kurze Röcke und die Köpfe so voller dicker Locken, daß sie von weitem wie Medusenhäupter aussehen. So wie ich die Prinzessin von weitem auf der Promenade sehe, erscheint sie mir wie Diana. Ihr hübscher kleiner Fuß ist bis zur Wade sichtbar; sie trägt ein rosafarbenes Mieder, was ihr sehr gut steht. Meine Frau macht der Prinzessin ihre Aufwartung und kommt so entzückt und dergemäßen von ihr eingenommen zurück, daß sie gar nicht aufhören kann, ihr Lob zu singen. Sie kam ihr ganz zufrieden vor, aber ich bin überzeugt, daß sie sich doch unglücklich fühlt.“ In einer späteren Aufzeichnung schreibt Lehndorff: „Namentlich der König (der Alte Fritz), der sie ganz besonders liebte, leidet sehr; aber er konnte nicht anders.“

Nach fünfjährigem Aufenthalt in Stettin, im Jahre 1774, erhielt die Prinzessin die Erlaubnis, in Begleitung ihrer Hofdamen die Festung während des Sommers zu verlassen und nach dem Lustschloß Jasenitz überzusiedeln. Diese Vergünstigung wurde ihr durch einen Erlaß Friedrichs des Großen zuteil. Interessant ist der Bericht eines Engländers, der Elisabeth 1774 in Stettin sah. Er schreibt: „Ich bin dieser Stadt noch für ein anderes Vergnügen, wenn ich es so nennen darf, verbunden: ich meyne den Anblick der schönen Gefangenen, der Prinzessin von Preußen. In Ansehung derselben kann man bloß das Auge befriedigen, denn es ist aufs Schärfste verboten, sich ihr zu nähern oder mit ihr zu reden. Ich darf von ihrer Geschichte nichts sagen, sie ist in ganz Europa bekannt. Die Prinzessin ist von mittlerer Länge, fein proportionierten Gliedern und in allen Leibesübungen sehr hurtig; ihre Farbe ist weiß und ihr Gesicht vollkommen hübsch, außer daß die Nase zu groß und spitzig ist, und kann man daran das Braunschweigische Haus, aus welchem sie herstammt, erkennen. Doch findet sich, wenn man sie aufmerksam betrachtet, etwas Trauriges in ihrem Gesicht, davon man die Ursache leicht erraten kann. Die Lebensart, die sie führt, ist betrübt genug, und kann den begangenen Fehler wohl abwischen. Erst seit einem Monat hat sie die Erlaubnis erhalten, sich außer den Toren von Stettin begeben zu dürfen.

Ich hatte gestern das Vergnügen, sie reiten zu sehen; sie trug ein Amazonenkleid und zeigte in der Lenkung ihres Pferdes die größte Geschicklichkeit. Sie saß, nach deutscher Gewohnheit, rittlings im Sattel und machte ein sehr schönes Ansehen. Diesen ganzen Nachmittag habe ich sie aus den Fenstern des Saales, wo wir bey dem Prinzen von Dessau speisten, betrachtet; denn sie spazierte einige Stunden lang gegenüber. Ihre Kleidung war gar nicht fürstlich, aber ein ungemein kleiner Fuß zog meine Bewunderung auf sich. Sie werden über die genaue Beschreibung der Prinzessin lachen; aber ihr Zustand rührt mich, ich fühle mit für ein junges Frauenzimmer, die ihre künftigen Tage in Einsamkeit und Büßung eines Vergehens zubringen muß, das in Betracht der Umstände schwerlich eine so strenge Strafe verdiente.“

Sommer für Sommer verbrachte die Prinzessin nun auf ihrem Landsitz in Jasenitz, einem früheren Augustinerkloster. Sie, die Natur und Freiheit über alles liebte, lebte wieder auf, denn sie hatte sich mit ihrem harten Schicksal abgefunden, zumal ihr eine alte Passion wieder gestattet wurde, das Reiten, das sie in der Gefangenschaft bisher schmerzlich entbehrt hatte.

Im Jahre 1809 erwarb die Prinzessin - inzwischen war der älteste Sohn ihres früheren Mannes, Friedrich Wilhelm III., auf den Thron gekommen - das an der Grenze von Grabow idyllisch zwischen Kornfeldern und hohen Bäumen gelegene Grundstück der Pädagogienmühle, das sie „Friedrichsgnade“ benannte und das nach ihrem Tode das Vereinshaus der Neuen Liedertafel und danach als Gaststätte erhalten wurde und im Volksmunde als „Prinzessenschloß“ weiterlebt. Heute dient es der Hitler-Jugend als Heim. Hier konnte Elisabeth nun ganz ihren Neigungen leben. Ihre Wohnräume im alten Herzogschloß, wo sie ab und zu Empfänge veranstaltete, behielt sie weiter. Sie hatte inzwischen längst in Stettin gute Freunde gefunden, die an ihrem Schicksal Anteil nahmen. Vor allem verband sie bis an ihr Lebensende eine herzliche Freundschaft mit Frau Tilebein, die ebenfalls mit großer Liebe in ihrem schönen klassischen Heim in Jüllchow die Hausmusik pflegte und oft als Gast bei der Prinzessin in Friedrichsgnade weilte.

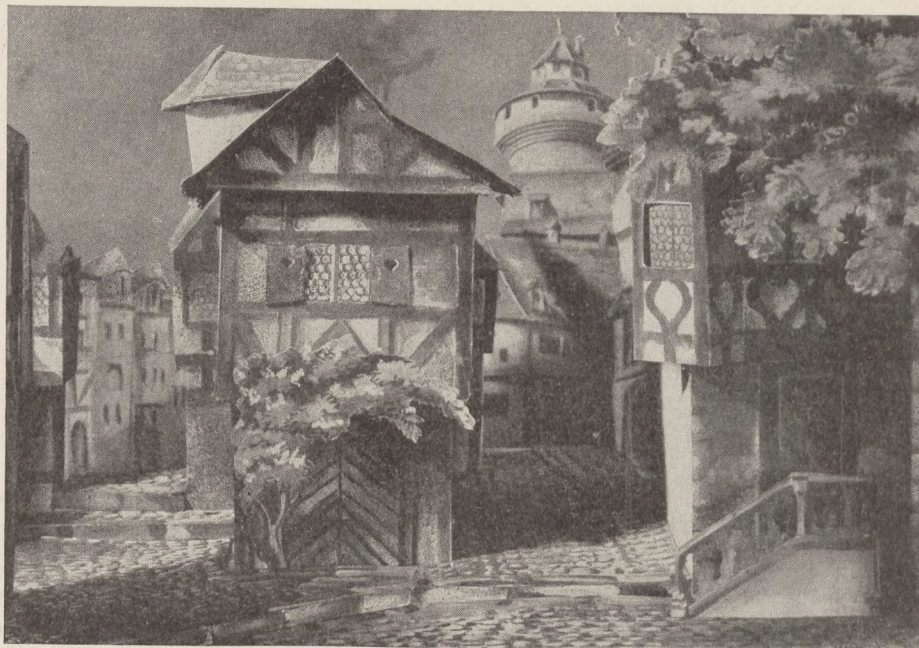
Am 18. Februar 1840, fast 94 Jahre alt, beschloß die Prinzessin ihr Leben, wovon sie 71 Jahre in der Verbannung verbracht hatte. Sie ruht in der Gruft der pommerischen Herzöge in der Schloßkirche zu Stettin.



# Das Spiel beginnt!

Am 4. September öffnet das Stettiner  
Stadttheater wieder die Tore

Mit Recht kann man das Theater als Spiegelbild der Zeit und ihrer Geisteshaltung betrachten. Wir brauchen nur wenige Jahre zurückzuschauen, wir brauchen uns nur, wenn auch mit einigem Widerwillen, die Bühnenmachwerke ins Gedächtnis zu rufen, die einmal dem deutschen Volke zur „inneren Erbauung“ vorgefetzt wurden; Machwerke, die wir heute längst als elenden Ausdruck einer dekadenten Epoche abgetan haben, die aber zu ihrer Zeit ihre zersetzenden Einflüsse nach allen Richtungen hin entwickeln konnten. Diese Zeit ist vorbei. Sie ist endgültig vorbei, seit das deutsche Volk wieder zu sich gefunden und gelernt hat, wahre Kunst mit dem Herzen und als Ausdruck seines Herzens zu empfinden.



Bühnenmodell zu „Die Meistersinger von Nürnberg“ (Entwurf von Otto Markter)

Das Theater ist längst nicht mehr (und so war es doch!) eine Angelegenheit nur „gewisser“ Kreise - es gehört heute dem ganzen Volk! Es ruft jeden, und es wird jeden in seinen Bann ziehen, der aufgeschlossen ist für ein großes Erlebnis, dem innere Reinheit und Stärke entströmt. Wir wollen bewusst ein Volkstheater, und dies im besten Sinne des Wortes - an dem einzelnen liegt es, daß es mehr und mehr zur Wirklichkeit werde.

Die Voraussetzungen sind in jeder Hinsicht gegeben, und auch das Theater unserer Gauhauptstadt darf sich rühmen, aus nationalsozialistischem Verantwortungsgefühl heraus eine Kunststätte geworden zu sein, die von allen Volksgenossen Besitz ergriffen hat und überdies in der Vielseitigkeit ihrer Programmgestaltung keine Wünsche offen läßt. Wenn daher am 4. September Wagners „Meistersinger von Nürnberg“ den Kreis der Vorstellungen eröffnet, wenn am 6. September Lehars unsterbliche Operette „Der Zarewitsch“ über die Bühne geht, wenn am 8. September Grabbes „Napoleon“ seine Stettiner Erstaufführung erlebt: dann sprechen schon diese drei Vorstellungen für das ernsthafte Wollen, das unser Stadttheater beseelt.

Im Schauspiel sind 16, in der Oper 14 und in der Operette 10 Neuinszenierungen vorgesehen. Zehn neue Künstler stellen sich neben den aus den letzten Spielzeiten bekannten vor, von der Hoffnung getragen, bald Freunde vieler, sehr vieler Zuhörer zu werden. Nun - das Spiel kann beginnen! Und das ist gewiß: an begeistertsten Freunden wird es nicht fehlen!

ri.



Szene aus Iphigenie in Aulis (Spielzeit 1937/38)



# Charakterzüge der Stettiner Umgebung

VON MARTIN REEPEL

Niederungen und Hochflächen in auffälligem Gegensatz beherrschen das Bild der Stettiner Umgebung. Jene nur wenige Zentimeter über dem Meere gelegen, diese bis zu 147 Meter hoch. Das sind Höhenunterschiede, wie sie das Norddeutsche Tiefland im allgemeinen sonst nicht kennt. Kein Wunder, daß sie sich auch im Stadtgebiet selbst geltend machen. Schifffahrt und Industrie sind mit dem Strom verhaftet, also mit der Niederung. Die Wohnungen und in frühester Zeit die landwirtschaftlichen Betriebe suchten die trockenen Höhen. Höhenränder - das lehrt ein Blick auf die unbebauten Oderrandhöhen stromauf und stromab - sind stets durch Schluchten gegliedert, die sich verzweigen, vorgeschobene Kuppen abschneiden und tief ins Hinterland greifen. Das älteste Stettin machte sich diese Begebenheiten mit seinen isolierten Burgwällen über der Fischeriedlung am Strom zu Verteidigungszwecken zunutze, ebenso später in ihrer Art die feste Stadt und die Festung. Das wachsende Stettin folgte den aufwärts führenden Schluchten mit ihren Straßen, und noch heute setzt sich allerorten die raumzehrende Großstadt mit diesem naturgegebenen Relief auseinander. Dieses Relief, unverwischbar trotz aller Bodenbewegungen in Jahrhunderten, spiegelt also durchaus den Charakter der Stettiner Umgebung wieder, den starken Gegensatz von Niederung und Hochfläche.

\*

In einem stattlichen, eiszeitlich vorgebildeten und ihr darum viel zu weiten Tal strömt die Oder nordwärts und trifft bei Stettin auf eine ins Riesige gedehnte, der Küste vorgelagerte Niederung mit den von Wiesenmoor und Bruchwald gerahmten Resten eines gewaltigen Stausees, dem Dammschen See, dem Papenwasser, dem Haff usw. Nach der See zu schließt sich der Hochflächenriegel (Medom-Vollin), offen nur durch die Tiefenrinnen von Peene, Swine und Dievenow. Damit war ein ausbaufähiger Weg zum Meere und ins Binnenland gegeben, die unbegrenzte Möglichkeit zu Hafengebäuden und Industrieanlagen im Bereiche des Niederungsbodens, der als solcher der heutigen Technik und dem Verkehr keine Schwierigkeiten mehr bietet. Die moderne Entwicklung Stettins wächst aus der Gunst und der durch die Technik gemei-

sterten Natur der Stettiner Landschaft.

Wasser und Wiesenmoor nehmen in der Niederung einen weiten Raum ein, dazu Bruchwald und auf ihren höchsten sandigen Terrassen Nisch- und Nadelforsten, die sowohl im Westen als auch im Osten Ausdehnungen bis zu 40 Kilometer auf-

weisen. Auf entsprechenden Böden herrscht neben der Wiesenwirtschaft der Gemüsebau im großen, wie der Obstbau an den Hängen des Odertals. Fischer- und Schifferorte an Strom und Haff bewahren die Verbundenheit mit dem Wasser und in gleicher Weise Siedlungen in Heide und Wald mit ihrer Umwelt. Un-

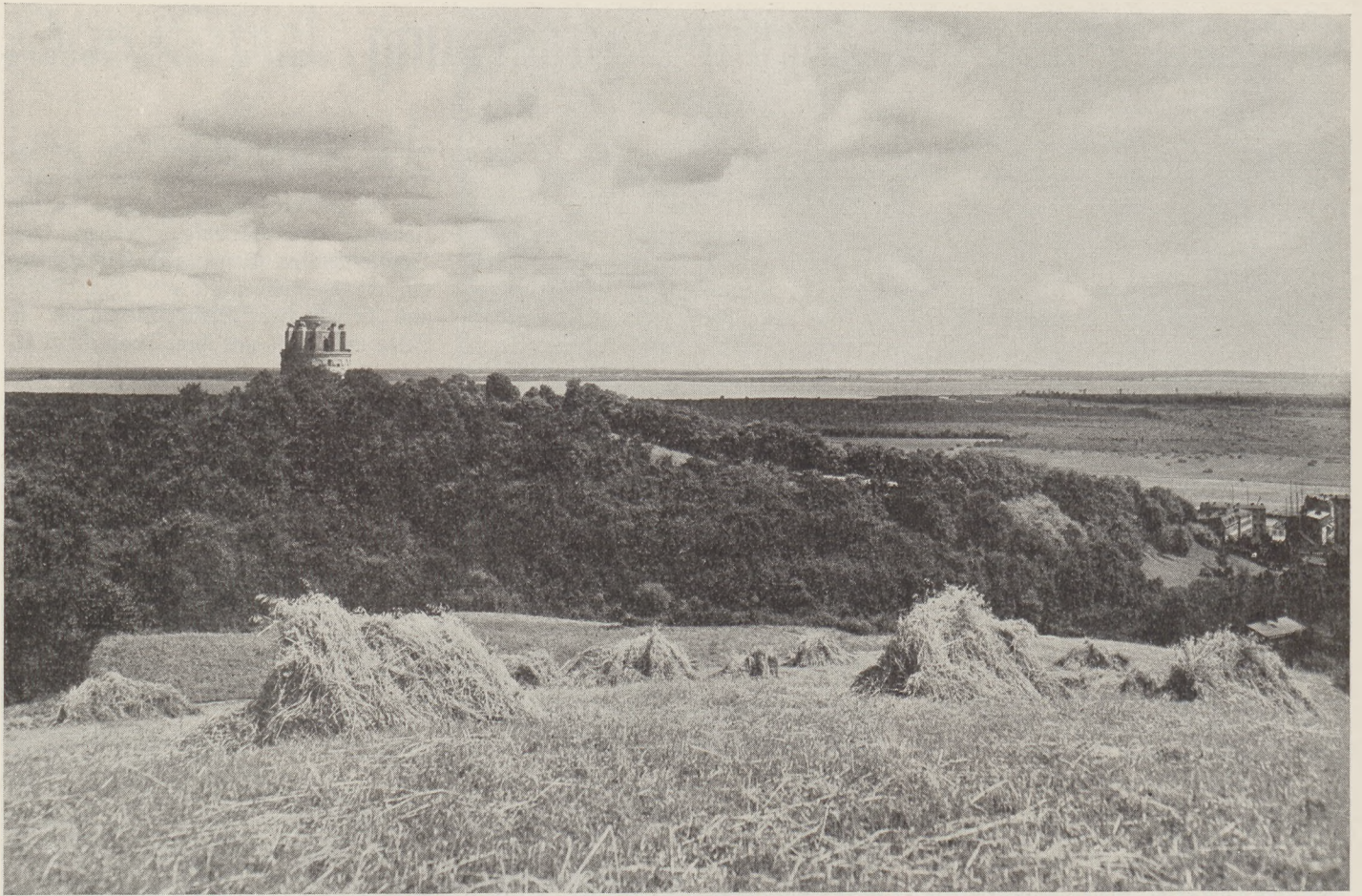


Blick vom Garther Schrey in die Weite der Oderniederung



Die anmutige Oderlandschaft bei Niederzahren





Der Bismarckturm in Gohlow bei Stettin. Blick über das Odertal und den Dammschen See

angefochten von den Ausstrahlungen der Großstadt erhielten sich im Niederungsbereich bodengebundene Lebensart und eine reiche Tier- und Pflanzenwelt.

Hochflächen, durch den scharfen Einschnitt der Niederung (mit dem Odertal) zweigeteilt, umgeben Stettin, soweit sie nicht den Boden der Stadt bilden, im Halbkreis von Norden über Westen und Süden nach Südosten. Ihre Grundlage ist eigentlich die ebene Grundmoräne. Aber ihre mittlere Höhe erscheint stellenweise stark überhöht. Deutlich heben sich hervor die Warsower Hochfläche mit 130 Meter, der südlich der Stadt zur Oder streichende Brunn-Zahdener Höhenzug mit 65 Meter und der von Nordwesten nach Südosten gerichtete Buchheide-Höhenzug mit 147 Meter Höchsterhebung. Mag man sich Stettin nähern, woher man will, einer oder gar ihrer Mehrere dieser Höhen treten stets in die Erscheinung. Zwischen ihnen hindurch bzw. an ihrem Rande entlang laufen die auf Stettin zugerichteten Verkehrswege zu Lande. Nur der Brunn-Zahdener Höhenzug wird von ihnen überschritten

oder, wie seitens der Berlin-Stettiner Bahn, hinter Colbitzow flach angeschnitten. Gegen ihre Ränder und zum Teil auf sie herauf quillt die wachsende Großstadt, allerdings heute nur noch gehemmt und richtungbeeinflusst durch für die Bewohner der Großstadt wertvolle Waldbestände. Die zwischen den überhöhten Hochflächen und Wasser und Wald gelegenen tieferen Räume werden allmählich ausgefüllt, wie der Raum mit Altdamm, Hökendorf, Rosengarten, Hohenkrug und Mühlenbeck. Insbesondere die Buchheide, zwar an drei Seiten schon von großstadtbedingten Siedlungen umkränzt, bewahrt sich als schützender Wall für ihren stillen, nur landwirtschaftlich erschlossenen Südrand. So heben sich aus dem Gesamtbild gewisse die großstädtische Siedlung abweisende Natursinseln heraus, von Wasser und Moor abgesehen, wie sie großstadtnah für Stettin nach der einen Seite zwar eine Hemmung, nach der andern aber eine Gottesgabe sind.

Die so auffälligen überhöhten Landschaftsbildungen verdanken ihren Aufbau dem tief den Boden aufwühlenden Schub und Druck einer Eiszunge. Sie stellen

ein Gemisch von Kreidebrocken (Buchheide), tertiären Sanden und Tonen, verschleppten oder zertrümmerten Braunkohlenschichten (Buchheide, Zahdener Höhen) und diluvialen Ablagerungen dar und haben die Entwicklung gewisser Industrien begünstigt: der Zementindustrie, Chamottefabrikation, Ziegelindustrie, Kalkbrennerei und vorübergehend der Alaungewinnung und Braunkohlenförderung. Nimmt man den Holzreichtum der Gegend mit hinzu, wertet man auch das Wasser als Transportmittel, so ergibt sich eine Bodenständigkeit des Wirtschaftslebens auf stark verbreiteter Basis. Im übrigen sind die an Stettin grenzenden Hochflächen recht fruchtbar - Weizen, Rüben, Tabak. Nirgendwo zur Kultursteppe entwürdigt, nicht bar landschaftlicher Reize, mit stattlichen Bauernhöfen und größeren Besitzungen, bieten sie erfreuliche Bilder. Ihr wirtschaftlicher Mittelpunkt aber ist Stettin.

\*

Die aus dem eiszeitlich angelegten breiten Nemitzer Talgrund und von der Oder her mit steilen Rändern ansteigende Warsower Hochfläche ist ein



eigentümliches Gebilde. Sie stellt eine im ganzen wenig gegliederte Masse dar, die in sanfter Aufwölbung 130 Meter erreicht und von ihren flachen Erhebungen oft überraschend weite Fernblicke vermittelt. Sie scheint früh besiedelt worden zu sein; denn der Boden ist gut. Doch fehlt es an feuchteren Wiesenmulden, da infolge der Höhenlage das Wasser der Niederschläge sofort absinkt und an den Rändern in Gestalt von Quellen zutage tritt. Zahlreiche Bachläufe nehmen infolgedessen ihren Weg nach allen Richtungen abwärts und haben sich, unterstützt durch die Zufuhr nach Regengüssen oder bei der Schneeschmelze, tief in die Ränder der Hochfläche eingegraben. Dadurch sind ausgedehnte Randschluchten-systeme entstanden, die nicht selten weit in die Hochfläche dahinter eingreifen und die zusammen mit der ursprünglichen Böschung die Brackerung erschweren und damit dem Walde sein Recht ließen: dem Ekerberger Walde, dem Julo, der Messenthiner Forst u. a. Neben den Sammel-

becken für die abfließenden Wasser (Sandsee) ist das Glanzstück der Ekerberger Forst das Siebenöachmühlental mit seinen zum Teil erhaltenen alten Mühlengebäuden und seinen Mühlen-teichen. Als Schulbeispiel aber für tiefe Zertalung durch Erosion und auf engem Raum über der Oder besonders wirkungsvoll erscheint der Julowald. Er ist unter den Waldungen in der Umgebung der Stadt das älteste Ausflugsziel der Stettiner. Kein Wunder; denn hier war der Blick auf den belebten Strom unmittelbar zu Füßen gegeben. Hierher wies der Verkehr, der den einst restlos schönen Stromufern mit ihren reizend gelegenen Dörfern (Gradow, Frauendorf mit Elisenhöhe und der Schlucht) folgte. Hier wie auch sonst an der Oder gab es lauschige Obstaine und Weinberge! Nun, die Entwicklung, die aus Fischer- und Bauern-dörfern Industrievororte werden ließ, hat nicht alles zerstört. Wald und Schlucht und rieselnde Wasser sind auch an der Oderfront der Warsower Hochfläche ge-

blieben, und erhalten ist der Blick über die ganz anders als früher belebte Straße zum Meere und hinweg in die endlose Weite der sich jenseits anschließenden Niederung aus Wiesen, Wassern und fernen Waldungen. - Die demselben Gebiete angehörende Messenthiner Forst, Buchenbestand auf dem Rande des Oder-tals, leitet mit der sich anschließenden Treptiner Forst (auf Binnendünen im Niederungsgebiet) über zu dem großen Niederungswaldgebiet, das den Raum bis zum Haff füllt.

\*

Das Herz einer am Wasser und nahe der See gelegenen Stadt ist naturgemäß geteilt. Aber die eine Hälfte des „Stettiner Herzens“ gehört der Bucheide und mit Recht. Ein Wald- und Höhen-zugsgebiet, das sich als abgeschlossene Welt aus der Umgebung hervorhebt, wenige Bahnminuten von der Großstadt entfernt, und das doch die Möglichkeit gibt, mit Rucksack und Wanderstab einen Tag des Wanderlebens restlos auszu-



Idyllisch liegt der Kl. Pehnicksee am Südrande der Bucheide

Aufn.: Stettiner Verkehrsverein



kosten, das will schon etwas sagen. Trotzdem ist die Buchheide erst nach dem Ausbau des Bahnverkehrs (Stettin-Stargard, Stettin-Greifenhagen) zum Ausflugsgebiet im großen geworden.

So einförmig, von den Rändern abgesehen, die Warsower Hochfläche erscheint, so vielgestaltig ist der Buchheidehöhenzug (6700 Hektar Wald;  $\frac{7}{10}$  Laub- und  $\frac{3}{10}$  Nadelwald). Schub- und Druckwirkungen des Eises sind nicht bloß aufhäufend tätig gewesen, sondern auch wellig faltend. Schmelzwasser der Eiszeit haben zertalend gewirkt, und Bäche und Niederschläge schaffen noch heute an der Herausarbeitung der Kleinformen. Da der Höhenzug bei 16 Kilometer Länge ziemlich schmal ist, ist diese Zertalung unter der ständigen Einwirkung der Erosion an den schmalsten Stellen von zwei Seiten her rückwärts, das heißt also aufwärts, gegen den höchsten Kern der Erhebung fortgeschritten und hat hier einen Längskamm entstehen lassen, dem auf weiten Strecken die Straße Podesjuch-Kolow-Dobberphul-Neumark folgt und von der das Einschneiden dieser Tal-furchen bald rechts und bald links, am ausgeprägtesten aber nach Osten zu, deutlich beobachtet werden kann. In derartig bewegtem Gelände war natürlich eine landwirtschaftliche Nutzung und damit eine Siedlung unmöglich, und in breiter Ausdehnung erstreckt sich hier unangefochten der Waldmantel. Anders auf den hochflächenartig verbreiterten Teilen des Höhenzuges, die in ihren höchsten Lagen von der Furchung wenig oder gar nicht erreicht wurden. Hier herauf drang rohend der Mensch, und so entstand die Waldblöße mit dem Dorfe Kolow in 130 Meter Höhe und die von Dobberphul in noch 90 Meter Kammhöhe, während die abfallenden Hänge mit ihren Bächen ihren Wald behielten.

Die Gewässer des Buchheidehöhenzuges haben entsprechend der nach Osten weiträumiger gestalteten Abdachung auch nach dorthin ihre Hauptentwicklung erfahren und sind schon früh Mühlenbetrieben nutzbar gemacht worden, wie der Pulvermühlenbach, später der Abfluß des Wendischen Sees und die Iserbeeke. Ihre Täler, vor allem die des Pulvermühlenbaches und des Hökendorfer Baches, gehören zu den reizvollsten Erscheinungen im Landschaftsbilde der Buchheide.

Groß war ehemals der Reichtum der Buchheide an eiszeitlichen Wanderblöcken. Immerhin liegt ihrer noch eine stattliche Zahl im Gebiet verstreut, der Pionierstein, der Große Stein, der Wiegenstein und andere, die unter Schutz stehen.

Wundervoll ist der Buchenwald mit seiner auf kalkreichem Boden und wegen der Vielgestaltigkeit der Landschaftsformen besonders reichhaltigen Flora, wenn auch so manche der kalkliebenden Orchideen im Laufe der Zeit Pflanzenliebhabern zum Opfer gefallen ist. Wundervoll erscheint der Wald im ersten Frühlingsblühen, später im Schmuck junggrünen Laubes und ganz zuletzt in der Herbstfärbung. Lohnende Blicke von hohen Waldrändern erschließen weithin die Umgebung.

Nach Süden zu geht das Buchheidegebiet im engeren Sinne in eine reizvolle wellige, seenreiche Landschaft über, eine Seensenke, aus der nach jenseits das Bahner Hochland langsam ansteigt. Auch einige kleinere Seen, wie den Kl. Peknicksee, umhüllt noch der Wald. Im allgemeinen aber deuten zahlreiche Spuren auf eine sehr alte Besiedlung hin, die neben gutem Boden eben auch fischreiche Gewässer vorfand. Noch heute herrscht hier ausschließlich die Landwirtschaft. - Wirkungsvoll ist es, wie über den Spiegel des Binower Sees, von Süden gesehen, die Buchheide als geschlossener Wall ansteigt, wie andererseits ein Blick von der Waldhöhe oberhalb von Marthahof auf Gr. Peknicksee, Binow und Binower See in die schönsten Teile des ostpommerschen Landrückens zu versetzen scheint.

Seit 50 Jahren wird die Buchheide als Wandergebiet durch den Buchheideverein betreut, der ihre schönsten Teile wegbarg machte, für Rastplätze sorgte, einen Aussichtsturm und eine Schutzhütte errichtete. Ihm ist auch das Vorhandensein einer guten Wanderkarte zu danken.

\*

Das Odertal, mehrere Kilometer breit, an den Rändern bis zu 65 Meter ansteigend, ist seit 200 Jahren stärkster menschlicher Einwirkung ausgesetzt. Aus einem Wirrsal von Flußarmen sind zwei Hauptwasserwege, Ost- und Westoder, geworden. Sie zweigen bei der Hohenfaatener Schleuse ab, und die breitere Ostoder führt die jahreszeitlichen Schwankungen unterworfenen Hauptwasser-masse. Außer gewissen Querverbindungen liegen zwischen ihnen durch Deiche abgeschnittene Flußschlingen, Altwasser und Bruchwaldreste, in denen ungestört der Reiher horstet, also gewissermaßen Naturreserve. Indessen sind die Zeiten, da das Gras im Talgrunde den Rindern bis an den Hals reichte (keine Übertreibung!) endgültig vorüber. Das Odertal ist trockener geworden; man verzichtet auch auf die ehemals befruchtenden Winterüberflutungen und geht stellenweise

schon von der Gras- zur Feldwirtschaft über. Damit bahnt sich eine neue Umwälzung an, die sich wirtschaftlich und landschaftlich sehr stark auswirken wird. Eine Ausnahme machte seit längerer Zeit schon die zwischen Klütz und Greifenhagen gelegene etwas höhere Talterrasse mit ihrem Gemüsebau und einigen wenigen bis an den Strom vorgeschobenen Talsiedlungen (Bienenwerder, Mönch-kappe).

Vielgestaltig sind die aussichtsreichen Ränder des Odertals, vom Eise gepreßt, vom eiszeitlichen Strom bearbeitet, vom mäandrierenden Fluß der späteren Zeit ange-schnitten, durch Bäche und Niederschläge erodiert, und nicht selten löst sich das, was dem mit dem Schiffe Fahrenden als geschlossene Wand erscheint, dem Wanderer als ein reizvolles Beieinander von Schluchten, Kuppen, Rücken und Plateaubildungen auf. Und wo sich der landwirtschaftlichen Nutzung zu viele Hindernisse entgegenstellten, erhielt sich der Wald, der Gartzher Schrey, die Waldungen der Wendenberge, der bis an den Strom vordringende Saum der Rehrberger Forst, der Waldvorposten auf dem Schloßberg bei Nipperwiese. Geschützte Lage und nach Süden gerichtete Hänge begünstigen den Obstbau (Erdbeerfelder bei Niederzahden).

Am Reize des Landschaftsbildes haben die Siedlungen ihren besonderen Anteil. Langgestreckten Straßendörfern friederizianischer Zeit am Höhenfuß (Retzow-felde, Ferdinandstein) gesellen sich ältere Höhendörfer zu, die abwärts ins Tal gewachsen sind (Klütz), oder Schluchtdörfer in aufsteigenden Mulden (Schillersdorf). Unter den Städten hat Greifenhagen die hochwasserfreie Terrasse zwischen Strom und Höhenfuß besetzt, Gartz eine von drei Seiten von Wasser und Moor geschützte, langsam ansteigende Hügelzunge, und Fiddichow baut sich terrassenförmig am Steilhang auf im Anschluß an eine als frühgeschichtliche Zollstätte bedeutsame Kuppe. Immer aber nötigte der Raum zu enger Zusammenfassung und verbürgte damit eine malerische Wirkung.

\*

Hier die Oder abwärts ins Reich der Weite mit Wasser, Wiesen und Wald - dort den Strom aufwärts mit immer wechselnden Bildern - dann in den Bereich der vielgestaltigen Ränder der Warsower Hochfläche, in den herrlichen Hochwald der Buchheide mit Höhen und Tiefen: unmöglich, das alles aufzuzählen, was der Naturfreund in der Stettiner Landschaft findet und in eines Lebens Wanderstunden fast nicht auszuschöpfen vermag!





Gauschulungsleiter Pg. Eckhardt im Gespräch mit zwei Künstlern des Kameradschaftslagers

## Künstler – Kameraden

Lange genug bestand die irriige Meinung, daß echtes Künstlertum gleichbedeutend sei mit einer gewissen Weltfremdheit, mit einem Abgeschlossensein nach außen hin: denn der Künstler lebe eben sein eigenes Leben – und das müsse wohl so sein, wenn er überhaupt „eigenschöpferische Leistungen“ an den Tag bringen wolle. Der Widersinn einer solchen „Meinung“ liegt uns Heutigen in aller Deutlichkeit auf der Hand. Wer nicht mitten im Volke, in der großen Gemeinschaft des Volkes lebt und schafft, wer nicht aus den Kräften des Volkes die Kraft für seine künstlerische Arbeit schöpft, der kann nimmermehr von diesem Volke Unterstützung, Anerkennung oder gar Bewunderung erwarten. Kunst ist für uns eine nach politischen Maßstäben zu wertende Angelegenheit – sie ist es deshalb, weil sie dem Volke zu dienen hat, weil sie in all ihren Äußerungen zu beweisen hat, daß sie die Seele des Volkes klar und laut vernehmbar widerspiegelt.

Zur Gemeinschaft hinzuführen und sie erleben zu lassen: das war der ursprüngliche Sinn des ersten Kameradschaftslagers pommerscher

Künstler, das in der zweiten Jahthälfte auf der Gauschulungsburg Wartin unter der Führung von Gauschulungsleiter Pg. Eckhardt veranstaltet wurde. Wer einmal in die freundigen und erlebnisbereiten Gesichter der Teilnehmer geschaut hat, wer aus ihrem Munde Worte ehrlicher Begeisterung gehört hat und dann ihre innere Anteilnahme bei Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften gesehen hat, der mußte zugleich die blutvolle

Kraft unserer Weltanschauung verspüren, die diesen Gemeinschaftsgedanken zuerst und so lebendig in die Tat umzusetzen vermochte. Maler und Musiker, Schriftsteller, Bildhauer und Architekten – sie haben einander kennengelernt, und sie werden, das ist gewiß, weiterhin im Geiste dieser Kameradschaft schaffen und gestalten. Das aber ist der schönste Lohn, den dieses vom Gaukulturrat eingerichtete Lager für sich beansprucht.



Maler und Bauer — ein alltägliches Bild



Der Dorfteich bietet lohnende Motive



Pg. Eckhardt spricht zu den Künstlern im herrlichen Park der Gauschulungsburg





# Fahrten und Reisen in Pommern

FUNDE AUS MANCHERLEI ÄLTEREN BÜCHERN

### III. Stettin

Bei den „Fahrten und Reisen in Pommern“ ist Stettin bisher gewissermaßen als Durchgangstation meist kurz weggekommen. Seine geographische Lage im früheren Pommern macht es schwierig, ihm den rechten Platz anzuweisen. Denn gerade auch in älteren Werken ist Stettin durchaus nicht immer als Hauptstadt der Provinz und in der Bedeutung behandelt worden, die wir ihm gewohnter Weise zuerkennen. Wir werden also wechselnden Meinungen über Stettin begegnen.

1125, 1128. In den „zwei schönsten Reisebeschreibungen des Mittelalters“, als die wir den Bericht über die Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg bereits angeführt haben, steht Stettin als erster Aufenthalt von Bedeutung in Pommern verzeichnet. Otto besuchte es nach dem Landtag in Usedom. Die Predigt des Bischofs erreichte ihren Zweck, die abgefallenen Neubekehrten dem christlichen Glauben zurückzugewinnen. Sonst heißt es: „Stettin ist eine sehr große Stadt, größer als Julin (das zu jener Zeit offenbar den Maßstab für eine große Stadt abgab), und schließt drei Berge in seinen Mauern ein, von diesen ist der mittlere zugleich der höchste“. Ob der 900 gezählten Hausväter galt Stettin als „die Mutterstadt und das Haupt der Städte Pommerns“.

Um 1450. Aus dem 15. Jahrhundert meldet der Chronist Pommerns, Thomas Ranzow, den Bau des Schlosses. Der war so zustande gekommen: der Herzog hatte von der Stadt eine Steuer gefordert, und die Bürger unter den Bürgermeistern Bert Rode und Johann Grabow hatten revoltiert. Es gab darauf eine kurz blutige Justiz „und damit er der Bürger Mutwillen zähmete, hat er ein festes Schloß in die Stadt gelegt. Also hat der Aufruhr stets seinen Lohn“. Aber die Lage Stettins im Lande Pommern verbreitet sich Ranzow ausführlich: „Dies Land, soviel es noch unter den Herzögen von Pommern und dem Deutschen Reich ist, hält in der Länge über 50 große pommersche Meilen, und ist schier wie ein

Winkelfeisen gestaltet, das auf beiden Enden schmal und mitten etwas breiter ist. Dann gegen Stettin, das schier in der Mitte ist, ist's zum allerbreitesten, hebt sich an sieben Meilen auf diesseits Danzig und zieht sich bei der salzen See bis hart vor Ribbenitz. Die ganze Seite von Mitternacht liegt an der Ostsee oder dem pommerschen Meer. - Stettin ist die älteste Stadt in Pommern, ist aber noch vor kurzen Jahren geringer gewesen wan der Sund (Stralsund) und Greifswald. Aber seither, daß die Herzöge daselbst haben Hof gehalten, hats überaus sehr zugenommen, ist weit über Greifswald gestiegen und gibt dem Sund (Stralsund) nicht viel nach. Es liegt an der Oder an einem Amberge und ist auch schier durchaus steinern, aber nicht so hübsch und gleich von Häusern wie der Sund (Stralsund), hat zween Thürme und sonst zween Pfarrkirchen in der Stadt und eine vor der Stadt, welche St. Peter heißet und von Sankt Otto (von Bamberg) erbaut ist, dazu zwei Klöster in der Stadt und hart vor der Stadt eine Karthause und ein Jungfrauenkloster. Die Fürsten haben auch da einen hübschen Hof, und sind sonst andere stattliche Gebäude da. Das Volk ist etwas höflicher und holdseliger aus täglicher Handtierung, so sie mehr mit den Hochdeutschen haben als die anderen zween Städte, und sind den Studien auch was besser zugetan. Aber doch hats auch keine gründliche Zuneigung darauf. Man Kocht und lebt hie besser als in anderen Städten.“

1590. Nachdem wir so gleich eine räumlich-plastische Vorstellung vergangener Zeiten von der Lage Pommerns und Stettin erhalten haben, sehen wir uns Stettin etwa 100 Jahre später an. Da begegnet uns der stud. theol. Michael Frank, der als fahrender Schüler auf seiner Reise durch die Provinzen Pommern und Mecklenburg nach Stettin kam. (Frank, Michael: Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Mecklenburg 1590.) Von der pommerschen Hauptstadt und Herrschaft weiß der Vagant als guter Beobachter zu erzählen: „Stettin ist aber eine große

und wohlerbaute Stadt, und es sind die Häuser mehrtheils mit gebrannten Ziegeln gemauert, auch hat es darinnen feine weite Gassen und Plätze; es wohnet auch viel Volkes unter der Erde, sonderlich von dem Handwerksvolk, in Kellern und Gewölben.“ Der Verfasser hat sich auch in der näheren Umgebung Stettins gut umgesehen: „Außerhalb der Stadt, eine Viertelmeile davon, liegt noch ein schönes fürstliches Haus, die Oderburg genannt, darin die alte Herzogin ihre Hofhaltung gehalten, ist fein zierlicher und herrlicher gebaut, denn (das Schloß) in der Stadt gewesen. Daneben einen lustigen Tiergarten, welcher mit einem hohen Zaun umzäunet, daß die wilden Tiere nicht herauslaufen können.“ Abschließend meint dann der Schreiber: „Diese Stadt ist ziemlich fest gebaut und verwahrt gewesen mit Mauern und tiefen Gräben. und ein großer Handel und Wandel der Kaufmannschaft wird allda getrieben, denn aus der Ostsee oder Hafen oder Baltischen See daran stoßen tut.“

1609, 1617, 1694. Das 17. Jahrhundert ist das Zeitalter der Kunst am Hofe der pommerschen Herzöge, und von ihm fällt kein geringer Glanz auf die Hauptstadt Stettin.

Im ersten Buch der „Sechs Bücher vom alten Pommerlande“ des Johannes Micraëlius lesen wir, wie Stettin durch den Hof eigentlich ein ganz anderes Gesicht erhalten hat: „Ist der fürstliche Hof zu Alten Stettin von unterschiedlichen fürstlichen Personen besucht worden. Denn weil Herzog Philipp ein sehr hochverständiger und gütiger Herr war, beliebte es vielen mit ihm in Freundschaft zu stehen, auch wohl sich Rats bei ihm zu erholen.“

Das gültigste Zeugnis für den Aufschwung und die Stattlichkeit Stettins in diesem Jahrhundert legt gewiß Philipp Hainhofer aus Augsburg, der Berater des Herzogs Philipp in Kunstdingen, 1617 in seinem „Reisetagebuch“ ab. Jetzt kann ganz und gar nicht mehr davon die Rede sein, daß Stettin einmal geringer und unansehnlicher als Stralsund und Greifswald gewesen ist; denn „diese Stadt Stettin ist jederzeit eine gar



fürnehme Stadt, und fast für die Metropole Pommerns gehalten worden so- gar, daß auch die Stadt Julin, jetzt ge- nannt Wollin, welche sonst vor ihrer Zer- störung Anno 1171 auch eine vornehme Handelstadt gewesen, wie sie Bischof Otto zum Christentum bekehren wollte, sich auf den Vorzug und großes Ansehen dieser Stadt berufen". Und weiter über die Lage der Stadt Stettin: „Diese liegt fast im Dreieck, steigt vor der Oder ein wenig bergauf, ist mit Mauern, Wällen, Brun- nen, öffentlichen und Privathäusern, mit Kirchen und Schulen und mit einem schönen fürstlichen Schloß wohl versehen."

In einem anderen zeitgenössischen Be- richt aus dem Jahre 1694 schrieb der stud. theol. Arnd fast nur unter dem Gesichtspunkt kirchlicher Bauten, Gegen- stände und Besonderheiten sein „Diarium der preußischen Reise, die da ist für- genommen worden von den Herren Pro- fessor Johann Gottlieb Möller und sechs anderen commilitionibus". Der Reise- weg durch Pommern verlief über Ribnitz, Stralsund, Greifswald, Anklam nach Stettin und weiter über Altdamm, Star- gard, Massow, Kolberg, Köslin, Schlag, Zanow, Stolp nach Lauenburg. Wir ha- ben es in diesem Buche mit einer Stu- dienreise zu tun, und der gewissenhafte Herr Professor dürfte dem wandernden Studiosus ganz einfach die Führung des Reisetagebuches als eine Art Seminar- protokoll übertragen haben.

1795. Wohl das umfassendste Bild und die vielseitigsten Beobachtungen über Stettin im nächsten Jahrhundert - wenn nicht in seiner Vergangenheit überhaupt - verdanken wir wiederum einem Schreib- freundigen Theologen, und zwar dem Ber- liner Propst Johann Friedrich Zöllner, in seiner „Reise durch Pommern und Rügen und einen Teil des Herzogtums Mecklenburg im Jahre 1795". Die recht ausführlichen und lehrhaften, aber gründ- lichen und aufschlußreichen Briefe Zöll- ners - der Empfänger ist seine Frau - sind in der Absicht einer späteren Ver- öffentlichung verfaßt worden. Sie muten recht gelehrt an und sind es ja auch, aber die starre Würde eines selbst auferlegten Rechenschaftsberichtes macht sie unterhal- tend und gibt ihnen unfreiwillig den Zug des Humors.

Wir lesen: „Stettin, 23. Juli. Dort erblickten wir zuerst den Jakobiturm. Sehr viel hat der Anblick durch die Ein- äscherung der Marienkirche verloren. Sie stand auf der höchsten Anhöhe der Stadt und ragte mit ihrem schönen, 344 Fuß hohen Turm majestätisch über alle an- deren Gebäude hervor. Im Ganzen kann man Stettin keinen schön gebauten Ort

nennen. Einzelne Häuser sind im besten Geschmack angelegt. Viele Straßen sind breit und gerade, und ein paar Plätze ma- chen einen angenehmen Eindruck. Aber mehrere Straßen sind schmal und krumm, in manchen stehen fast lauter schlechte Ge- bäude, und in einigen Gegenden hat man sich sogar genötigt gesehen, quer über die Straße, zwischen die oberen Stockwerke der Häuser einen Bogen zu wölben, damit sich die Siebel nicht allzu vertraut gegen- einander neigen. Den übelsten Eindruck machen die Straßen, welche bergan gehen. Am meisten ist dies der Fall mit dem sogenannten alten Peterberge, der so steil hinangeht, daß der Abhang von einer Querstraße zur anderen gerade so viel be- trägt als eine Wendeltreppe von 21 Stufen, auf der man von dem Schweizerhofe in die Fuhrstraße kommt. Die schönste Ge- gend der Stadt ist der große und freie weiße Paradeplatz (im Gegensatz zum grünen), wo die Statue Friedrichs II. er- richtet ist.

Einen angenehmen Spaziergang ge- währt der Wall, der die ganze Landseite der Stadt einschließt. Der schönste Stand- punkt auf demselben ist die sogenannte hohe Batterie. Man sieht über die Oder hin die Städte Greifenhagen, Damm usw. und eine Menge von Dörfern, nördlich weidet sich der Blick an den verschiedenen Armen der Oder und der Dammschen See, außerdem erhält die ganze Land- schaft in der Entfernung durch die schönen Wiesen, Berge und Äcker, in der Nähe durch die Werder im Flusse und durch die Alleen einen ungemeinen Reichtum, und durch die Schiffe, die vor Anker liegen oder absegeln oder kommen, ein Leben, wie nur ein schiffbarer Fluß es einer Ge- gend verleihen kann. Zu den Merkwürdig- keiten Stettins gehört auch das Segler- haus, wegen seines Alters und seiner Be- stimmung. Der Schauspielsaal, welchen eine Gesellschaft von Kaufleuten in eben diesem Seglerhaus hat aufführen lassen, ist ganz artig, und da das Parterre so hoch kann aufgeschoben werden, daß es mit dem Theater gleichkommt, so wird es zugleich als ein großer Tanzsaal benutzt."

Auch die Umgebung Stettins betrach- tete sich Zöllner: „Am Nachmittag mach- ten wir eine Wasserfahrt nach Frauen- dorf, eine starke halbe Meile von der Stadt. Dies Dorf wird von den Stet- tinern so besucht, wie unsere Landsleute Charlottenburg besuchen, und es verdient diese Vorliebe ganz. Am linken Ufer sind gleich an die Vorstadt ein paar Dörfer gereiht. Man sieht überall Schiffe, hier in ihrem Entstehen auf dem Stapel, dort vor Anker am Ufer, dort mitten auf dem Strom in vollem Segeln. Unsere schnelle

Fahrt die Oder hinab machte, daß diese wechselnden Bilder wie in der Zauber- laterne an uns vorüberzogen. Unsere Matrosen freuten sich, daß sie eine Ge- legenheit fanden, die Kenntnisse, worin sie uns überlegen waren, an den Mann zu bringen, und erklärten uns die Unter- schiede zwischen den verschiedenen Arten der Schiffe so kunstmäßig, daß wir meh- renteils die Hälfte ihres Vortrages, die wir verstanden hatten, über die andere Hälfte, die wir nicht verstanden hatten, vergaßen."

Wir erinnern uns, daß Michael Franck im Jahre 1590 auch mit offenen Augen seine Beobachtungen überall in und um Stettin zu machen wußte. Zwei Jahrhunderte sind inzwischen vergangen; mit ihnen der Dreißigjährige Krieg und der Verfall des Herzogshauses. Es ist 1795 nicht mehr gut bestellt um die Wohnstätten der früheren Herzöge von Pommern: „Das Schloß ist ein großes Gebäude ohne Schönheit, das aber, auch so wie es ist, keinen geringen Begriff von seinen ehemaligen Bewohnern, den alten Herzögen von Pommern gibt. Dicht bei Grabow hat einst die Oderburg gestanden, welche ursprünglich ein Karthäuser Klo- ster gewesen, dann in ein fürstliches Luft- schloß verwandelt und im Jahre 1630 ab- gebrochen worden ist, und jetzt nicht ein- mal mehr den Anblick schöner Ruinen gewährt."

19. Jahrhundert. Während dieses Zeit- abschnittes treten alle die tiefgreifenden inneren und äußeren Veränderungen des Gesichtes und der Struktur von Stettin in Erscheinung, die wir Lebenden in ihren Auswirkungen noch sehen und spüren.

Nach den Freiheitskriegen bewegt sich noch alles im alten Geleise. In den beiden ersten Niederschriften der „Fahrten und Reisen in Pommern" begegnen wir dem Sänger und Rezitator Ernst Krak auf seiner „Kunstreise durch Norddeutschland" (2 Bände 1822 und 1824) bei Veranstal- tungen in Pyritz, Stargard, Anklam und Greifswald. Mit diesen Städten hatte er ob des Mangels an kunstliebenden Be- suchern seiner Abende von Pommern genug, und er vermerkt von Stettin nur, daß es 20 600 Einwohner hat, und daß das Theater der Kaufmannschaft ein Unternehmen auf Aktien ist.

Im 19. Jahrhundert wurde der Raum der inneren Stadt in Stettin zusehends bebaut, erfolgte im Außenbezirk die Ein- ziehung und Auflassung des Festungs- geländes und faßte die Industrie Fuß in Stettin. Wie es zu dieser Zeit in Stettin ausah und wie die Stadt schon nach und nach ein recht anderes Aussehen erhielt,



lesen wir in den Erinnerungsbüchern von Max Ludwig („Erinnerungen eines alten Stettiners“) und Marie Silling („Erinnerungen einer Stettiner Kaufmannstochter“). Zunächst Ludwig: „Der Paradeplatz wurde vom Berliner Tor ab bis zum Königstor nach Westen zu von einem hohen Walle eingefast, der unterwölbt war. In den rundbogigen Gewölben befand sich das Militärgefängnis, vor dem entlang dem Walle im Abstände von etwa sechs Metern ein hoher, fester Latenzaun. In dem so entstandenen freien Raum gingen zu gewissen Zeiten die Sträflinge zur Erholung auf und ab, und einige der Sträflinge, wohl besonders schwere oder der Flucht verdächtige Gefangene schleppten an einem Beine eine schwere Kugel mit einer Kette hinter sich.“ Kein schönes Bild, und wir können es uns heute in die Gestalt des Paradeplatzes nicht mehr hineindenken. Ludwig berichtet weiter: „Später zogen meine Eltern in die sogenannte Neustadt, die seit 1848 in die Festung aufgenommen war und nur langsam bebaut wurde. Die Festungswerke waren weiter hinausgelegt worden, aber noch standen die meisten alten Wälle mitten in der Neustadt und tiefe Gräben zogen sich vor den Wällen hin. Ein besonders hoher Wall war die sogenannte Grüne Schanze, und andere hohe Wälle umschlossen nach Süden und Osten den jetzigen Kirchplatz.“

Von dem damals gerade erbauten Marienstiftsgymnasium, dessen Anblick uns heute wieder durch das Zusammenstimmen von Flächen und Formen in edlen Massen erfreut, vom Loitzenhaus und vom Theater und schließlich von der zerstörten Idylle Glambecksee lassen wir uns von Ludwig gern erzählen, weil es anspruchslos und ohne billige Sentimentalität oder ebenso billigen Lokalpatriotismus geschieht: „Wie schön und sicher steht es - es ist vom Marienstiftsgymnasium die Rede - auf seinem schmalen Platze.

Selbst nach dem neuerlich erfolgten Anbau der beiden Flügel wirkt es in seinen einfachen und doch genial erdachten Formen überraschend gut auf den Beschauer. Mit wenig Mitteln ist da viel getan. - Das alte Loitzenhaus auf dem Schweizerhofe, ursprünglich ein Prachtbau mit schönem Maßwerke und bildnerischem Schmucke, das im Mittelalter einem Vorgänger des Strusberg (eigentlich Strausberg, bekannt als der Spekulant und „Eisenbahnkönig“) als Wohnung diente und im vorigen Jahrhundert als Theater benutzt wurde, ist verwahrloht. Nur die gewundene steinerne Treppe und kassettierte Decke erzählen noch von früheren schöneren Tagen. - Auch der Glambecksee hatte seine Heimlichkeit und Einsamkeit nicht abgestreift. Damals umgab ihn ringsherum Hochwald und gewährte Waldtieren und Vögeln genügenden Schutz. An seinem Ufer lag nur eine kleine niedrige Fischerhütte, deren Besitzer den spärlichen Besuchern köstliches Landbrot, Milch und Eierspeisen gegen geringe Vergütung lieferte. Später wurde auf dem Kreckower Platz ein Artillerieschießstand eingerichtet, und die platzenden Granaten beschädigten den Baumbestand und nötigten zur Aufgabe der Fischerhütte. Eine Winterwanderung nach dem gefrorenen See und eine Schlittschuhfahrt darauf galt als ganz außergewöhnliches Ereignis.“

Mit einem Rundblick auf Stettin im 19. Jahrhundert, wie er so umfassend selten aufgezeichnet gefunden wird, beschließen wir die Lese aus den Schilderungen und Beschreibungen der Stadt Stettin. Die Schilderung stammt von dem im Jahre 1835 aus Rüstön zugezogenen Kaufmann Albert Silling, dem Vater der Verfasserin des bereits genannten Buches, der in der kaufmännischen Leitung der Pommerschen Provinzial-Zuckersiederei bald eine Rolle gespielt hat; Silling schreibt: „Nur vor der Stadt

wandelte sich das linksseitige Ufer in ein Hügelland, das weiter aufwärts in herrlichen Buchenwäldungen gipfelte. Die engen und unschönen Straßen und Plätze der Stadt stiegen infolgedessen teils allmählich, teils steiler zu der Hochfläche hinauf. Hier waren die Paradeplätze angelegt, von denen zwei Tore, das Berliner und das Königstor in die Festungswälle und Kasematten führten. Diese Festungswälle stiegen vom Berliner zum Schneckenor, vom Königstor zum Frauenter in einem weiten Bogen wieder zur Oder hinab und umschlossen im Halbkreis die häuserreiche Stadt, in der nur die Nützlichkeit maßgebend gewesen zu sein schien. Denn nur vereinzelt Bäumen war darin Platz gegönnt, und sogar diese wenigen hatten sich hinter die Wälle flüchten müssen. Am rechten Oderufer hatte sich vor der Stadt ein Oderarm, die Parnitz, abgelöst und umschloß in weitem Bogen ein Wiesenland. Hier hatte sich die Kaufmannschaft angesiedelt mit ihren Speichern, Fabrik- und Packhofsanlagen, an denen die großen überseeischen Dampfer ihre Waren löschten. Zwei Holzbrücken, die vielfache Umwandlung erfuhr, verbanden die beiden so sehr verschiedenen Teile der Stadt.“

**Ausgang und neuer Anfang.** Aachthundert Jahre, vierundzwanzig Menschenalter, sind auch im Leben einer Stadt eine lange Zeit und dazu reich an baulichen Veränderungen und reich auch im Wandel der Anschauungen. Wir haben im Verlauf dieser Lese ja nicht nur die Veränderungen und die Ausweitung des Stadtbildes von Stettin dicht aneinandergereiht erlebt, nicht geringer Anreiz war es auch, zu lesen, wie in den einzelnen Jahrhunderten die Verfasser von Briefen, Reisebüchern und Erinnerungen im Ausdruck der Schriftsprache gewechselt haben und wie dem einen dies und dem anderen das des Mitteilens wert erschien. Gerhard Reinhold.

## Austfreud

Mit gullnem Sege rik belade  
Steht nu 't lekt Fäuder up e Tenn;  
Dit Johr is 't Brotkoorn gaut gerade -  
Taufreden riffst dei Buer sich d' Hänn.

Sin Wivke drögt em d' Schweit'ge Strähne  
Un strakelt weik sin heit Gesicht;  
In ehre Ogne blänkere Träne,  
Ehr Blick is fram nah'm Himmel richt't.

Au kümmt ehr Jüngst'; de' kriegt s' tau faten  
Un pufst nah Herzenslust em af;  
Sülwst „Molli“ wett sich gornich t' laten,  
Dei möckt ei'm schwack mit si'm Geblaff. -

Wo flitig Knecht' un Mägd' sich röge,  
Vulk is nu d' Schön bet bawen rup;  
Wo s' all' sich tau ne Austköst fröge:  
Fuchhei, denn spelt jo d' Fiedel up! -

Otto Graunke



# Ernst Eduard Taubert

Zu seinem 100. Geburtstag

Immer, wenn man Pommerns große und bedeutende Männer aufzählt, wird man auch Ernst Eduard Taubert nennen, der jetzt am 25. September hundert Jahre alt geworden wäre. Als ich den großen und starken Mann mit seinem kräftigen, gedrungenen Körper am 30. Oktober 1933 in seiner Berliner Wohnung zum letzten Male sah, nahm ich bestimmt an, daß er seinen 100. Geburtstag noch erleben werde. Von einer solchen, geradezu erstaunlichen geistigen und körperlichen Rüstigkeit war Ernst Eduard Taubert!

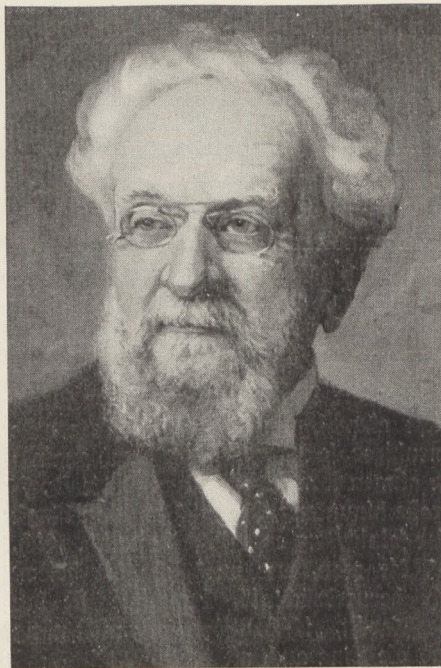
Fließend und mit sicherem Anschlag spielte er mir damals - er stand bereits im 96. Lebensjahre - seine letzte, wie ich höre, nicht mehr aufgeschriebene Komposition vor. Dann sprach er von seiner Jugend. Er war als Sohn des Pfarrers und späteren Superintendenten Friedrich Wilhelm Ferdinand Taubert 1838 in Regenwalde geboren. In fröhlichem Geschwisterkreis wuchs er mit fünf Brüdern und sechs Schwestern auf. Mit besonderer Liebe sprach er von seiner Mutter, einer hochgebildeten Frau aus französischem Adelsgeschlecht. Von ihr erhielten die Töchter den gesamten Unterricht. Die Knaben wurden vornehmlich vom Vater - bis zur Untersekunda - vorbereitet. Ernst Eduard kam dann auf das Berliner Joachimsthalsche Gymnasium. Die Reifeprüfung machte er 1858 am Gymnasium zu Greifenberg in Pommern.

Mit guten Kenntnissen ausgerüstet, bezog der junge Pfarrerssohn die Universität, um zunächst in Berlin und seit 1860 in Bonn nach dem Wunsche des Vaters Theologie zu studieren. Er vertauschte jedoch sehr bald dieses Studium mit dem der Musik, wozu er schon von frühesten Jugend an die größte Neigung gehabt hatte. Nun trieb er gründliche, theoretische Studien bei Albert Dietrich in Bonn und, nachdem er 1863 nach Berlin zurückgekehrt war, viele Jahre hindurch bei Friedrich Kiel. Keine besseren Lehrer hätte Taubert sich wünschen können. Beide förderten ihn in hervorragendem Maße.

Es währte nicht lange, da spielte schon der junge Taubert in dem akademischen Beethoven-Verein zu Berlin eine führende Rolle. Hier hatte er auch die erste Gelegenheit, seine inzwischen geschaffenen Kompositionen einer größeren Zuhörerschaft vorzuführen. In diesem Verein traf er übrigens mit einem andern bekannten

Pommern, dem späteren Stettiner Professor C. Ad. Lorenz zusammen, der damals ebenfalls in Berlin studierte. Die beiden Landsleute hatten aber eine zu verschiedene Art, um an einander Gefallen zu finden.

Taubert blieb dauernd in Berlin. Natürlich wurde es ihm anfangs nicht leicht, sich den Lebensunterhalt durch Musikunterricht zu verdienen. Doch bald bekam er Verleger für seine Kompositionen, seine Lieder und leichteren Klavierstücke fanden Anklang, die Lieder wurden immer häufiger in Konzerten gesungen, besonders, seitdem der Münchener Sänger



Prof. Ernst Eduard Taubert

Eugen Gura sie in sein Programm aufgenommen hatte. Hinzu kam, daß er auch als Musikkritiker der „Post“, der „Kölnischen Zeitung“ und anderer großen Blätter mit seinen Aufsätzen und seiner Stellungnahme zu allen Kunstfragen der Zeit lebhafteste Anerkennung fand.

So wurden auch die Musikgrößen auf Taubert aufmerksam. Er kam in nähere Beziehung zu Robert Franz in Halle, der ihm die Wege nach Weimar ebnete, wo er mehrere Jahre in den Sommermonaten bei Franz Liszt kompositorisch arbeitete. Dieser, der Taubert sehr schätzte, empfahl ihn lebhaft seiner Tochter Cosima, und so durfte unser Landsmann - nachdem er im Kriege 1870/71 Dienste im Roten Kreuz getan hatte - im Mai 1872 der Grundsteinlegung des Bayreuther Festspielhauses als Gast beiwohnen. Er hatte längst in seinen Aufsätzen einen leb-

haften, ja erbitterten Kampf gegen alle Widersacher des großen Meisters geführt und sich tapfer und furchtlos für ihn eingesetzt. Es ist das um so mehr der Anerkennung wert, als ein Eintreten für Wagner und Liszt damals sehr oft mit schwerem wirtschaftlichen Schaden verbunden war (vgl. mein Buch „Von niederdeutschen Dichtern“, S. 19 ff.).

Ernst Eduard Taubert gehörte nun - und zwar Jahrzehnte hindurch - zu den beliebtesten und bekanntesten Persönlichkeiten des Berliner Kunstlebens. Auch seiner großen und bedeutungsvollen, mehr als 30jährigen Lehrertätigkeit am Berliner Sternschen Konservatorium muß in diesem Zusammenhang gedacht werden. Wegen seiner hohen Verdienste um das deutsche Musikleben wurde Taubert 1899 zum Professor ernannt, 1905 wurde er ordentliches Mitglied und 1909 Senator der Akademie der Künste. Seine Vaterstadt Regenwalde ernannte ihn 1926 zu ihrem Ehrenbürger. So war Ernst Eduard Tauberts Leben voller Kampf und Arbeit, aber auch von Erfolg gekrönt.

Dazu war er in größtem Umfang schöpferisch tätig. Eine große Zahl bedeutender Kompositionen hat er geschrieben: Orchester- und Chorwerke, Kammermusik, Lieder und Klavierstücke. Viele dieser Werke sind überaus erfolgreich gewesen, zumal Musiker wie Franz Liszt, Robert Franz, Joseph Joachim und andere sich um ihre Aufführung persönlich bemühten. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Die Ballade für großes Orchester in c-moll (op. 54) wurde durch Liszts Vermittlung zum ersten Male beim Baden-Badener Musikfest im Jahre 1880 aufgeführt; der deutsche Festpsalm (op. 72) für gemischten Chor, Orgel und Orchester erlebte seine Uraufführung 1907 unter Professor Joseph Joachim; der „Hymnus an Amor“, nach einem aus dem Neugriechischen übertragenen Text für gemischten Chor und großes Orchester wurde 1913 von Professor Georg Schumann aus der Taufe gehoben; und schließlich führte Richard Strauß den Dirigentenstab, als das Werk des Achtzigjährigen, seine große Sinfonie in g-moll aus Anlaß seines 80. Geburtstages 1918 in Berlin von der Staatskapelle uraufgeführt wurde.

Der Name Ernst Eduard Tauberts wird in der deutschen Musikgeschichte immer mit Dank und höchster Anerkennung genannt werden. Wir Pommern aber wollen unseres großen Landsmannes mit derselben Liebe gedenken, mit der er zeit seines Lebens an seiner engeren Heimat hing.



# Das Lebkuchenherz

ERZÄHLUNG VON WILHELM LENNEMANN

Einer der Feuerleute des Schulze-Rüdinghausen war gestorben. „Sieh“, sagte da der Bauer zu seinem Großknecht, „wenn du nun verheiratet wärest, könntest du in das Haus ziehen!“ Das Wort ließ dem Knecht keine Ruhe. Hatte nicht kürzlich der Pfarrer gepredigt, für einen Christen gebe es keinen Zufall, alle Geschicknisse, die ihn träfen, seien im göttlichen Weltplan weislich vorbedacht? Also konnten auch der Tod des Feuermanns und die Bemerkung des Bauern nicht nur wie ein zufälliges in sein Leben hineinspielen! Es mußten irgendwo Zweck und Ziel damit verbunden sein! Da war es wohl vorbestimmt, daß er jetzt ein Weib nahm und Feuermann wurde!

Der Sonntag kam mit Ruhe und Stille. Die beiden Knechte und Mägde saßen am Mittagstisch. Marie trug auf: Dicke Bohnen mit Speck! Und setzte sich dann selbst. „Ha“, sagte sie, „Speck, den mag ich für mein Leben gern!“ Die Augen des Großknechtes ruhten mit prüfendem Wohlgefallen auf ihr. „So“, sagte er, „da kannst du mein Stück mitfriegen, ist mir zu fett!“

„Danke!“ sagte die Marie und schaute doch verlegen den Jungknecht Fritz an, der neben dem August saß. „Sei nicht böse!“ könnte das wohl heißen. Aber Fritz verstand den Blick nicht, war wohl noch zu jung dazu oder zu unerfahren, wenn er auch schon ins Fünfundzwanzigste ging. Aber die Lina, die Stallmagd, bullerte los: „Nanu, August, was soll das bedeuten! Aber ich sage ja:

Man kann so alt werden as ne Rauh,  
Man lernt immer noch datau!“

August aber meinte mit Befriedigung feststellen zu können, daß er in die Kette seiner Schicksalsbestimmungen ein neues Glied gefügt habe. -

Den kommenden Sonntag war Kirmes im Nachbardorf. August hatte sich in seine beste Klust geworfen; gar einen neuen Schlips hatte er sich zugelegt.

„Also denn komm, Marie“, munterte er sie mit einer Selbstverständlichkeit auf, als müsse das so sein.

Das Mädchen aber wehrte sich: „Ne, Lina kann erst nach'm Viehsüttern und Fritz auch erst; da wollt' ich mit!“

„Ach was“, bestimmte August mit der betonten Würde des Großknechtes, „die beiden kommen nach; bis dahin hast du schon viel Spaß gehabt!“

Das Mädchen fügte sich. Stolz zog der Großknecht mit ihr ab. Alles ordnete sich herrlich! Der Herrgott war selbst auf dem Wege, ihm die Tür des Feuer- und Hochzeitshauses zu öffnen. Er brauchte da nur langsam hinterdrein zu schreiten. Und mitten durch den Trubel und den Lärm der bunten Kirmes führte der Weg. August war aufgeräumt und knauserte nicht. Und wo die Wogen der Lust am höchsten gingen, Lärm und Musik am lautesten schallten, gefiel's auch seinem frohen Herzen am besten. „Immer man rin ins Vergnügen!“ jubelte er. In alles, „was man gesehen haben mußte“, führte er die Marie, und als er sie dann auf dem Karussell reiten und fahren ließ, stahl er sich heimlich beiseite und kaufte ein Lebkuchenherz, ließ es sich hübsch einwickeln und verbarg es unter seiner Jacke. Das gedachte er ihr auf dem Heimwege als Abschluß zuzustecken. Das sollte seine Meinung sagen; alles andere mußte sich dann von selbst finden.

Aber die Marie war nicht sehr lustig, nicht einmal merklich froh. Sie wurde unruhiger, je mehr es dem Abend zuging; da gingen ihre Augen dauernd die Dorfstraße hinunter. „Sie müßt'n schon längst hier sein!“ kam es endlich ärgerlich. „Ach, laß die man, wer weiß, wo die beiden sich herumdrücken!“, beruhigte sie der Großknecht, „ich hab' den Fritz nicht nötig und die Lina auch nicht!“

Aber so sehr Marie sich auch die Augen ausschaute, Fritz und Lina ließen sich nicht sehen. Ihre heimliche Freude zerrann, sie wurde mißmutig und verärgert; kaum ließ sie sich noch zum Tanze führen - - nach dem dritten Tanze verlangte sie nach Hause. Der Großknecht gab nach. Ein-silbig schritten die beiden durch die reise Nacht. Dem Großknecht war es, als lockerten sich da unmerklich die Glieder seiner so sorgsam aufgereihten Kette. Bange Zweifel kamen ihm. Er dachte an das Lebkuchenherz. Nein, da mußte er erst eine Gewißheit haben. „Du, Marie“, hub er an, „da hat der Bauer zu mir gesagt, ich könnt' in das Feuerhaus kommen, wenn ich heiraten tät.“

Das Mädchen horchte auf: „So, das hat die Frau auch zu mir gesagt!“

August jubelte. Er befand sich doch noch auf rechtem Wege, er perlte wieder auf . . . Zerpte das Mädchen an der lockeren Schnur: „Aber da laß ich dir den

Vortritt; zwei Paare gehen da nicht hinein!“

„Paar . . . Paar . . . Ja, hast du denn schon . . .“

„Nä, noch nich . . . der Fritz . . .“

„Was ist mit dem Fritz!“ fragte es hart, fast böse.

„Nix is damit, ich meinte nur . . .“

Bange Stille. In dem Großknecht brandete es hoch, er riß unbarmherzig an den Perlen seiner Vorsehung: „Hast ihn gern, den Fritz!“ Das Mädchen zögerte im Gang, stand fast. Und leise dann: „Du könntest ja fast mein Vater sein, August, da darf ich's dir sagen: Ja, ich hab' ihn gern, aber er merkt es gar nicht!“ Und nach einer kleinen Weile: „Wenn du mir ein wenig helfen täft!“

Wiederum tiefes Schweigen. Alle Perlen fielen zu Boden und rollten den Fritz zu. Ganz still wurde es in dem Großknecht . . .

Also war da ein Betrug gewesen, und die Dinge hatten ihn genarrt! Oder da war kein blindes Spiel, und die Fäden woben sich Fritz zum Schicksal, und er hielt das Gewebe zu Unrecht in der Hand . . . Immer noch schwieg der Knecht. Helfen sollt er gar! Sich einspannen lassen für den Fritz! Dann ging alles wieder fein seinen Gang. Jawohl, aber mußte das Schicksal solch krumme Wege gehen, mitten über sein niedergetretenes Herz.

Da fiel ihm das Lebkuchenherz ein, das er noch unter der Jacke barg . . . Er griff danach. „Was hast du da?“ fragte das Mädchen.

Da hielt sich der Knecht mit starken Fäusten.

„Was ich hab“, fragte er langsam und bedächtig, als wäge er noch jedes Wort, „was ich hab“, da hat mir der Fritz gesagt, wenn er nicht kommen tät, da sollt ich ihm ein Mitbringsel für dich kaufen. Das tät er dir dann geben, wenn wir widerkämen.“

„Gewiß und wahrhaftig?“ fragte es freudig.

„Es ist für dich“, und damit log der Großknecht nicht. Er hatte sich willig eingereicht. So kamen sie auf dem Hof an. Nacht war, und der Mond hing schräg im blauen Gezelt. „Nu geh in die Ecke am Backofen, wo der Hollerbusch steht“, riet er, „dahin schick ich dir den Fritz!“

Dann polterte er in die Knechtskammer: „Warum bist du nicht ge-



kommen; die Marie hat auf dich gewartet!"

"Der Fuchswallach hatt' Kolik", brummte es, "und nun laß mir meine Ruh!"

"So, und derweil steht die Maria am Backofen", zürnte es.

Mit einem Ruck war der Jungknecht hoch.

"Also fix in die Hosen! Und dies gibst du ihr. Hab's für dich mitgebracht."

Der Fritz verstand zwar nicht, wie das gemeint war; aber Marie und Backofen! Das genügte. In 5 Minuten war er draußen.

Einen Vorsprung von 10 Minuten ließ ihm der Großknecht. Dann schlüpfte er

in den Pferdestall und lauschte an dem offenen Fenster. Der Hollerbusch stand zum Greifen nahe. Blank fiel das Mondlicht auf ihn. Und da hörte er:

"Steht denn auch ein Vers auf dem Herz?"

"Da mußt du mal nachsehn!" wich Fritz vorsichtig aus.

Papier riß . . . Ein Streichholz flammte in dem dunklen Versteck auf . . .

Das Mädchen las:

"Und wenn du meinst, ich liebte dich,

Warum küssest du mich nicht!"

Leises Lachen . . . "Ja, aber das kann ich doch nicht", fügte sie dann zaghaft hinzu.

Endlich hatte der Jungknecht begriffen . . . Seine Arme fanden den richtigen Halt . . . "So, denn laß mir das nur!" meinte er.

Da nickte der Großknecht befriedigt und rutschte ab. Und da er dann in seiner Kammer lag, fühlte er wohligh, wie sein Herz ganz frei war von Neid und Weh. "Aber das hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht", sinnierte er, "daß der Herrgott auch für einen armen Knecht alles so einrichten tät." Und lächelte ganz fein und glücklich: "Ja, du lieber Gott, wenn ich dir nicht geholfen hätt'!"

Damit war er auch schon selig hinübergeglitten in Schlaf und Traum.

# KULTURLEBEN IN POMMERN

## Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg

Zu seinem 200. Geburtstag am 20. September 1938.

Das Bild der Persönlichkeit Joachim Nettelbecks haben uns Gesichtswerke, Tagebücher und seine eigene Lebensbeschreibung überliefert. Dabei geht es nicht ohne Widersprüche ab. Und nicht zuletzt war Nettelbeck selbst „ein Mensch mit seinem Widerspruch“, zugleich ein mit seinen Schrofheiten und seinem mannhaften Auftreten ein so fesselnder Charakter, daß es lohnend und nicht weniger Pflicht ist, ihn in allen seinen Widersprüchen zu begreifen.

### Der politische Mensch

Der Staat Friedrichs des Großen hielt die Tätigkeit seiner Bürger in den Grenzen des Berufes und fern auch schon von der Teilnahme an politischen Geschehen. Der König verlangte, daß jede kommerzielle Handlung in Ruhe weiterging, während er seine Kriege führte. In dieses Zeitalter ist Joachim Nettelbeck hineingeboren worden. Wir kennen seinen Charakter und die „Stürme seines vielbewegten Lebens“ — so heißt es in der Inschrift auf seinem Grabstein — aus der Lebensbeschreibung eigener Hand und aus nicht wenigen biographischen Darstellungen, die aber zumeist seinen Anteil an der Belagerung von Kolberg 1806/07 zum Mittelpunkt haben. Sein Charakter tritt am klarsten in der Lebensbeschreibung hervor, und der nationalsozialistische Deutsche erkennt auf den ersten Blick: ein durch und durch unbürgerlicher Mensch. Die von Nettelbeck entworfenen Lebensbilder tragen dieser Haltung wenig Rechnung. Sie schildern den Schiffer Nettelbeck auf seinen abenteuerlichen Fahrten und den patriotischen Bürger der See- und Handelsstadt Kolberg, opferwillig und rastlos tätig in Krieg und Frieden. Uns geht es um den politischen „Bürger“ vor 200 Jahren, dessen ungewöhnliches Schicksal von historischer, aber nicht „patriotischer“ Bedeutung ist.

Wohl sind es jugendlicher Aberschwang und die Freude am abenteuerlichen Leben gewesen, die den Jungen dem Leben des Seemannes mit den Fahrten nach Afrika und Neuguinea zuführten. Aber nicht im engen Gesichtskreis des Seemannes blieben seine Eindrücke und Erlebnisse. Weitblick, politischer Blick gab ihm den staatslich lebenswichtigen Gesichtspunkt der Kolonien für Preußen ein. Auf der Fahrt nach Neuguinea kam Nettelbeck auch zum Fort Axim, der vom Großen Kurfürsten erworbenen Kolonie Groß Friedrichsburg. Dieses Erlebnis wird bestimmend gewesen sein für seine Einstellung zur Frage der Kolonien und hat ihn bis zum Friedensschluß 1814 fünf Jahrzehnte seines Lebens, das doch wirklich an Tätigkeit und Anruhe nicht arm gewesen ist, bewegt. Schiffe auf Rechnung des Staates bauen und zum Verkauf aufrüsten, das lag im Rahmen der merkantilistischen Bestrebungen des absoluten Staates. Mit „dem in seiner Art ersten Patent als Königlich Preußischer Schiffskapitän“

und dem Recht, Uniform mit Säbel und Portepee zu tragen, dankte der König Nettelbeck den Plan und seine Ausführung, seine kolonialen Pläne beschied er abschlägig. Dasselbe Schicksal hatte die Denkschrift, die er Friedrich Wilhelm II. bei der Huldigungsreise durch Pommern 1786 in Köslin übergab.

Einmal noch, im Jahre 1814, wandte er sich, nun im Zeichen der Niederwerfung Napoleons an den Preussischen König: „Frankreich ist an unseren preussischen Staat mehr schuldig, als es uns jemals wird ersetzen können. Sollte aber ein solcher Ersatz nicht auf andere Weise zu leisten sein, indem es uns in dem bevorstehenden Frieden und unter Englands Genehmigung eine bereits in Kultur stehende französische Kolonie in Amerika abtrete? So würden wir die Kolonialwaren, die nun einmal Bedürfnis geworden sind, und dafür so große Summen aus unserem Lande gehen, für unsere selbsterzeugten, einheimischen Produkte aus jenen Kolonien, unter eigener Flagge und Wimpel, eintauschen können. Auch fehlt es uns nicht an gründlich unterrichteten Seeleuten. Ich selbst, an meinem geringen Teil, habe dazu seit 30 Jahren mitgewirkt, indem es mein Lieblingsgeschäft gewesen ist, eine Steuermannschule zu unterhalten, worin mehrere tüchtige Seemänner gebildet worden, welche auch jene entfernten Meere und Gewässer zu befahren imstande sein würden. Meinesteils schreibe oder urteile ich nur als alter Seemann, der ich in jüngeren Jahren, und wiederum von 1770 ab längere Zeit in holländischen und englischen Diensten jene amerikanischen Küsten und Gewässer in allen Richtungen befahren habe.“

„Politisch“ heißt nichts anderes als „tätig“, handelnd. Das war in Nettelbecks Lebenszeit keine von dem Bürger geforderte Eigenschaft; Ruhe war die erste Bürgerpflicht. Ob es sich um Unglücksfälle und Katastrophen im Gemeinwesen einer Stadt oder um feindliche Eingriffe und Besatzung in Kriegszeiten handelte. Rasch erkennen, tätig sein, nicht den persönlichen Gesichtspunkt nach für und Wider erst erwägen, — das macht den Charakter von Nettelbeck aus. Ein ruhiger Beruf war nichts für ihn. Bewegt verlaufen die Stationen seines Lebens: Kajütenwärter, Schiffsjunge, — noch einmal Schuler —, Matrose, Steuermann, Brauer und Branntweinbrenner, Begründer und Leiter einer Navigationschule, Bordingreeder, Quakener, Zehmann, Segelhausältester, Mitglied der Schiffbauer-Prüfungskommission und Königlich Schiffsvermesser, Stadtverordneter, Ratsherr, Adjutant von Gneisenau und im achten Jahrzehnt Schriftsteller, — nur ungebrochene Lebenskraft konnte diese Wandlungen bestehen. Und keine Station der Lebensbahn ohne ungewöhnliche charakterliche Bewährung, wie nicht allein die Lebensbeschreibung überliefert, sondern geschichtliche Zeugnisse bekunden.

Bewährung kennzeichnete den jungen Nettelbeck schon als Steuermann, als auf der Fahrt von Königsberg nach Amsterdam der wahn-



sinnig gewordene Kapitän über Bord ging. Er führte den Segler durch kühnes Manövrieren glücklich in den Hafen von Pillau. Als dann sein eigenes Schiff in Königsberg auf Stapel lag, erlebte er den Brand im Hafen. Von Sonntag abend bis Dienstag nachmittag hat er Menschen mit ihrem Hab und Gut gerettet, während im Hafen und in der Stadt allerorts geplündert wurde. Zweimal noch rettete er in Königsberg durch entschlossenes Eingreifen gesunkene Schiffe. Als mutigste und größte Tat Nettelbecks gilt sein Rettungswerk bei dem Brande des Kolberger Domes am 26. April 1777. Bürgermeister und Rat berichten unmittelbar, zwei Tage später, an das Deputationskollegium der Kriegs- und Domänenkammer in Königsberg über seine Entschlossenheit: „Mit der Schlauchspritze war wegen der entsetzlichen Höhe gar nicht zuzukommen; und also mußte eine Handspritze freilich das Beste tun; es gehörte aber allemal eine große Hardiese dazu, daß sich jemand so hoch hinaufwagte und da, wo keine Leitern mehr waren, durch den engen Verband mühsam hindurchkletterte, um die Handspritze mit Nutzen zu gebrauchen. Der diese Hardiese bewies, war der hiesige Bürger und Quakner Nettelbeck, ein Mann, der viele Jahre zur See gefahren und das Klettern der Mastbäume gelernet hatte, und da ihm von unten auf das Wasser von einer Hand in die andere zugereicht wurde, so gelang es uns, die große Gefahr von der Stadt abzuwenden.“

Als Kolberg 1806/07 belagert wurde, war Nettelbeck Zehnmann und Bürgerrepräsentant, Städtältester und nach der Ablösung des Obersten Lucadou Gneisenaus Adjutant, in dessen Berichten an den König es von ihm heißt: „Es sind hier zwei verdienstvolle Bürger, der eine, namens Nettelbeck, ist Bürgerrepräsentant. Wegen seiner Einsichten, Treue und Dienstfeier habe ich ihm die Obhut über das ganze Innudationswesen (Aberschwemmungsanlagen der Festung) übergeben, da Eigennutz selbigem das Wasser abstahl. Obgleich schon über siebzig Jahre alt, hat er bei Feuersbrünsten den gefährlichsten Posten, und bei Gefechten sitzt er zu Pferde und ermuntert die Soldaten.“ Das war am 15. Mai; am 24. Mai wird er wieder erwähnt: „Seine Tätigkeit ist unbegrenzt, unerachtet seines Greisenalters, und ich brauche ihn zu allem. Ich sende ihn den ankommenden Schiffen entgegen, um selbige zu rekonoscieren. Ich lasse durch ihn Lebensmittel für die Truppen hinaus schaffen. Er muß mir die Aberschwemmung bewachen, und wo ich technischer Gegenstände unkundig bin, muß er mir Rat erteilen, der immer mit Sachkenntnis gegeben wird.“

In diesen zeitgenössischen Zeugnissen ist enthalten, was die Persönlichkeit Nettelbecks als politischer Mensch des 18. Jahrhunderts festhält.

#### Die Lebensbeschreibung eigener Hand

An seinem Lebensabend sah sich der in dritter Ehe und nun glücklich verheiratete Nettelbeck im Mittelpunkt allgemeiner öffentlicher Teilnahme, die zum guten Teil auf seine Lebensbeschreibung zurückgeht. Doch hatte er bei ihrer Abfassung nur „die Absicht, eine Handschrift zu hinterlassen, deren vereinstige Verbreitung durch den Druck vielleicht ein kleines Kapital zum Brautgeschatz für ein geliebtes Kind vermitteln könnte.“ Aber es gelang dem Superintendenten Haken in Treptow a. d. Rega, Drucklegung und Herausgabe noch bei Lebzeiten Nettelbecks zu erreichen. Zum Schriftsteller fehlte dem Bürger Joachim Nettelbeck Bildung und Vorbildung, dafür besaß er die Kraft der Anschauung und des Ausdrucks in einem ganz seltenen Maße und dazu die Fähigkeit lebhaftesten Erinnerungsvermögens. Als geschichtliches Dokument ist die Lebensbeschreibung von ungemindertem Wert, als persönliches Dokument bis heute von ungeschwächtem Reiz. In ihrer Beurteilung spricht der pommersche Dichter Ludwig Giesebrecht von der „baltischen Natur“ und dem Wiking und Seefürst in Nettelbeck. In der Spenerschen Zeitung wurde sie 1821 auf Anweisung des Freundes Gneisenau von Clausewitz angezeigt: „Freilich gehört ein so ereignisreiches, tätiges, gediegenes Leben dazu, um es mit einer so fortreizenden Schnelle erzählen zu können. Daß aber der Erzähler trotz der absichtlichen Eile, womit seine Bescheidenheit die Betrachtung des Lesers von seiner Person abzuwenden sucht, keine schöne und zarte Seite eines Ereignisses oder irgend einer Lebenserscheinung unberührt gelassen hat, daß er unbewußt und unwillkürlich den Leser oft in die höchste Rührung versetzt, scheint an eine vollendete Kunst zu grenzen, und doch ist es nur die Wirkung einer glücklichen Natur. Der Mann und das Buch

gehören zu den interessantesten Erscheinungen unserer Zeit.“ Besseres ist auch heute nicht über die Lebensbeschreibung Nettelbecks zu sagen.

Von den vorliegenden Ausgaben ist zuerst die schon erwähnte Hakens aus dem Jahre 1821 zu nennen. Gleichfalls von Haken folgte 1863: „Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, herausgegeben von J. C. L. Haken. Mit einem Plane der Gegend um Kolberg und einem Anhang: Briefwechsel zwischen Nettelbeck und Gneisenau.“ Die letzte und Gesamtausgabe von Haken hat es auf drei Auflagen gebracht.

Erst um die Jahrhundertwende wandte sich der deutsche Verleger der Lebensbeschreibung Nettelbecks wieder zu. In der Reihe „Schicksal und Abenteuer“ nahm sie 1910 Wilh. Langewiesche-Brandt unter die „Lebensdokumente vergangener Jahrhunderte“ auf. Der volle Titel lautet: „Ein Mann. Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wunderfame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt.“ Die Ausgabe enthält ein Bild Nettelbecks, ist nicht gekürzt und von handwerklich-künstlerisch gediegener Ausstattung. Ihr schließt sich die unter demselben Gesichtspunkt zu bewertende Ausgabe in der Reihe „Die Bücher der Deutschen Meister“ an: „Joachim Nettelbeck. Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet. München 1921.“ Die Herausgabe besorgte der Deutsch-Meister-Bund. Satz und Ausstattung überwachte Prof. F. H. Schmie in München.

Die zeitlich dann folgende Ausgabe von Georg Weberknecht trägt mit ihrer geänderten Fassung der Lutzschen Memoirenbibliothek, in deren 6. Reihe sie als 2. Band erschienen ist, Rechnung. Fortgelassen hat der Herausgeber unter genauer Angabe die „Denkschrift über die Erwerbung von Kolonien“ und den Abschnitt über die Mißlichkeiten bei der Einführung der königlichen Städteordnung 1809 in Kolberg: „Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten und Abenteuer. Selbstbiographie eines deutschen Seemanns, Sklavenhändlers und Bürgerpatrioten. Stuttgart. 1921.“

Die zwei Jahre später herausgekommene Ausgabe des Verlages Schaffstein hat Wilhelm Spohr bearbeitet, sowie mit einem treffenden und trefflichen Vorwort versehen. Durchaus kein Jugendbuch im abschätzigen und vereinfachenden Sinne, verdient sie in Text und Ausstattung Anerkennung: „Joachim Nettelbeck. Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet. Mit 2 farb. Bildern und einer Karte Colberg und seine Umgegend.“ Ein Inselfläßchen bringt „Stücke aus der Lebensbeschreibung“, aber so, daß jedem Abschnitt einige Zeilen Einführung vorangestellt sind. Diese, wie alle notwendigen Anmerkungen runden die Auswahl gut ab. „Joachim Nettelbeck, Stücke aus seiner Lebensbeschreibung. Herausgegeben von Wilhelm Capelle.“

Die neueste Ausgabe ist leider weniger übersichtlich, auch ohne Kapiteleinteilung und Hinweise: „Joachim Nettelbeck. Die abenteuerliche Lebensgeschichte eines aufrechten Deutschen, von ihm selbst aufgezeichnet. Nach dem Original neu bearbeitet von Hans Luckenwaldt. Lübeck=Leipzig 1938.“

Auch im Roman ist das Leben Nettelbecks nachgestaltet worden. Er ist namentlich für diejenigen geschrieben, welche eine glattere Schreibweise vorziehen und trägt das aller Beherzigung werke Wert des Freiherrn vom Stein: „Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“ Kurt Maronde: „Schiffer Nettelbeck. Der Roman eines abenteuerlichen Lebens. 1936.“

#### Darstellungen dritter Hand

Es ist nun nicht weniger interessant und aufschlußreich, das Leben Nettelbecks aus zeitgenössischen Quellen kennenzulernen. Aus ihnen treten die Gesenätze und Mißlichkeiten, die Schärpen im Charakter Nettelbecks naturgemäß stärker hervor. Nicht aus dem Grunde, weil er ohne Fehler und negative Eigenschaften war — wohl aber, weil er jeder bürgerlichen und staatlich-bürokratischen Ordnung widerstrebt. Weil er — wir haben es am Anfang der Betrachtung schon festgestellt — eben unbürgerlich war. Wir wissen, auch ohne daß es erst immer wieder belegt wird, daß Lichtseiten ihre helle Wirkung von dunklen Schatten erfahren. Doch bei Nettelbeck sind es die dunklen Stellen in seinem Charakter und seiner Lebensverhältnisse, die das Ungewöhnliche und Fesselnde seiner Persönlichkeit zur vollen Erscheinung bringen.



Sehr gut führt uns hier die Biographie von Hermann Klaje: „Joachim Nettelbeck. Mit fünf Bildnissen und einem Handschriften-Druck, Kolberg 1927.“ Der Verfasser hat mit der Biographie eine kritische Arbeit geleistet, und das Buch enthält alle Quellenangaben und Belege. Von Klaje stammt auch der Nettelbeckaufsatz in den „Pommerschen Lebensbildern“. (Bd. 2 Stettin 1936.)

Zeitgeschichtlich interessant und durch Bilder, Zeichnungen und Karten recht anschaulich ist der „Nettelbeck“ in Velhagen und Klajings Volksbüchern, den Hans Caspar Starke geschrieben hat: „Nettelbeck. Mit 37 Abb., einer Karte der Belagerung von Kolberg und einem farbigen Umschlagbild.“ Das Kernstück bildet hier die Belagerung Kolbergs. Wie die Jugendausgabe, verdient auch die Volksausgabe keine mindere Beurteilung.

Als kurze Lebensbeschreibung wäre noch von Paul Kolbe „Joachim Nettelbeck“ (Leipzig 1907) zu nennen; erschienen zur hundertjährigen Wiederkehr des Endes der Belagerung von Kolberg. Der Verfasser gibt außer der Hafenschen Lebensbeschreibung einige geschichtliche und militärische Quellen an. Auch in den Pommerschen Landes- und Lebensbildern von Hermann Petrich findet sich eine Abhandlung „Nettelbeck.“ Die letztgenannten beiden Bücher, besonders aber Petrichs Arbeit, enthalten viele Einzelheiten und Zusammenhänge, die weniger bekannt aber interessant und wichtig genug sind, um als Bereicherung der Nettelbeck-Literatur gelten zu können.

#### Nach zweihundert Jahren

Der Pommer Joachim Nettelbeck ist eingegangen in die Geschichte des deutschen Volkes, und er ist zu einer ihrer volkstümlichsten Gestalten geworden. Er gehört zu uns, wie jeder, der seine Aufgabe in der Stunde der Gefahr begriffen und erfüllt hat. Und die war damals: Stadtverwaltung, Bürger und Soldaten zu einer kämpfenden Gemeinschaft des Widerstandes zusammenzuschließen.

Gerhard Reinhold.

\*

#### Gedenktage im September.

Volkmar Otto Erdmann von Arnim. In der Geschichte der deutschen Kriegsmarine, die erst unter der Fahne des bismarckischen Reiches ins Leben trat, sind Pommern an führender Stelle nicht häufig. Da ist es Pflicht, an seinem 18. Todestag, dem 10. September, Volkmar Otto Erdmanns von Arnim, geboren am 7. November 1847 zu Sagar im Kreise Belgard zu gedenken.

Viel Bedeutung hatte zu dieser Zeit die preussische Marine noch nicht. Ihr Chef war Prinz Adalbert von Preußen, der das Kommando über Segelschiffe und Korvetten führte. Linienschiffe hatte Preußen nicht, und die Zukunft verhieß keine besondere Entwicklung. Das Seemannische Leben in der Marine war härter und primitiver als heute, ohne Ausnahme für Offiziere, Matrosen und Seekadetten. Leicht war die Offizierslaufbahn der Marine nicht. Doch Arnim erreichte es, daß er nach fünfjähriger Ausbildung eine Korvette, die „Vineta“, führte. Im Siebziger Kriege erhielt er als Unterleutnant das Kommando auf einem erbeuteten Loire-Kanonboot. Keine be-

sondere kriegerische Aufgabe, aber doch Verantwortung und Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatz. Die Kriegsmarine des Reiches verwandte den Kapitänleutnant von Arnim im Auslandsdienst, und als die Schiffseinheiten der Flotte weiter anwuchsen, wurde dem Korvettenkapitän das Kommando über ein Schulschiff, verantwortungsvoll in der Erziehung des Offiziersnachwuchses, übertragen. Infolge der guten Ausbildungsergebnisse wurde der Kaiser auf ihn aufmerksam und zog ihn 1889 erst unter Ernennung zum Kommandanten der „Hohenzollern“ und dann 1891 als Flügeladjutant in seine Umgebung. Der Ausbau der Flotte in Verbindung mit den Neuerungen des Schiffbaues und der Bewaffnung riefen von Arnim wieder „an die Front“. Vom Inspektor des Torpedowesens 1891 stieg er 1899 zum Leiter der Inspektion des Bildungswesens der Marine im Dienstgrad eines Admirals auf. Das ist er geblieben bis 1907, als er à la suite gestellt wurde.

In diesen kurzen Notizen aus der Laufbahn eines Marineoffiziers ist zugleich der lange und schwierige Weg von der preussischen Marine zur Reichsmarine enthalten. Auf ihm ist auch von Arnim unbeirrt vorwärts geschritten, im Bewußtsein von der politischen Notwendigkeit deutscher Seegeltung unter den übrigen Mächten, und ebenso sah er die lebenswichtige Verbindung zwischen der Marine und der Kolonialpolitik. Für diese Ziele hat er nach dem aktiven Dienst als Vorstand des Kaiserlichen Jachtklubs gewirkt, so weitreichend und so lange wie er konnte.

Wilhelm Holz. Nicht nur die Fachleute sollten wissen, daß Wilhelm Holz, der Erfinder der Influenz-Elektrifiziermaschine, dessen Name schon fast Begriff geworden ist, in Pommern geboren wurde. Er stammt von dem Gute Saabel bei Barth, geboren am 15. Oktober 1836 und studierte von 1857—1862 Physik in Berlin, Dijon und Edinburgh. Ein Nervenleiden, das ihn nach der Erfindung befiel, zwang ihn nach zwölf reichen Schaffensjahren in die Bahn der ruhigeren Tätigkeit eines Hochschullehrers. Er begann 1876 als Assistent des Professors Freiherr von Reibnitz an der Greifswalder Universität, wurde 1881 Privatdozent, 1884 außerordentlicher Professor. In den letzten Jahren seiner amtlichen Tätigkeit mußte er sich im Rollstuhl zum Institut fahren lassen, bis er 1910 entpflichtet wurde. Vor 25 Jahren, am 27. September 1913, endete mit 77 Jahren sein mit zäher Arbeit und harter Willensanspannung in Pflichterfüllung gelebtes Gelehrtenleben.

Die Erfindung der Influenz-Elektrifiziermaschine machte Holz 1866. Die meisten seiner Arbeiten über Influenz- und Entladungerscheinungen sind in der „Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften“ und in den „Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Vorpommern und Rügen“ veröffentlicht. Ferner veröffentlichte er Abhandlungen über physiologisch-optische Fragen, über Stahl und Magnetismus. Er war Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde Berlin, korrespondierendes Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften Göttingen und philosophischer Ehrendoktor der Universität Halle. Eine unmittelbar nach der Erfindung von Holz angefertigte Influenz-Elektrifiziermaschine bewahrt das Deutsche Museum in München.



**STOEWER**  
 »ARKONA« 3,6 Liter, 80 PS  
 »SEDINA« 2,4 Liter, 55 PS  
 Die Wagen für große Reisen und für den täglichen Gebrauch  
 Repräsentativ · Autobahnfest · Leistungsfähig  
 Verlangen Sie eine unverbindliche Vorführung und Probefahrt  
 STOEWER-WERKE AKT.GES. VORM. GEBR. STOEWER · STETTIN

**Stoewer-Filiale: Paradeplatz 28—29, Telefon 2 72 46**



Hans Hoffmanns 90. Geburtstag im Rückblick. Aus des pommerischen Dichters Werk ist manches Vergessene und Unbekannte an das Licht der Gegenwart und zum Gesicht der Lebenden gehoben worden, daß viele Pommern wohl erst nachträglich gemerkt haben, was an ihm daran ist. In mancherlei Form ist seiner gedacht worden, und das soll hier berichtet werden.

Die beiden Stettiner Tageszeitungen brachten je einen Aufsatz; die Pommersche Zeitung „Ein Dichter der Landschaft Pommern“ unter Hervorhebung der volkskundlichen Besonderheit und Eigenart seiner Heimatdichtung, und im Stettiner Generalanzeiger schrieb Dr. E. W. Salkwedel, Direktor der Stadt-Volksbücherei in Stettin, in längeren Ausführungen über den Dichter. — Dazu hatte die Stettiner Stadtbücherei aus dem nicht kleinen Schatz ihrer Handschriften eine Ausstellung aus seinen Werken zur Schau gestellt. Aus ihr ist namentlich die Reihe der Bilder vom Gymnasiafen bis in die letzten Lebensjahre Hoffmanns zu erwähnen. Von geistesgeschichtlicher Bedeutung war der gezeigte Briefwechsel zwischen Hans Hoffmann und Heinrich Seidel, den seiner Zeit Conrad Höfer herausgab. Nicht weniger interessant war die Handschrift zum Raabe-Vortrag, die Erstausgabe der Biographie von 1906 und die neue Auflage der

Raabe-Biographie vom Jahre 1931. Ausgestellt waren ferner die beiden dem Schützischen Musikverein von Hoffmann gewidmeten Lieder „Ins Meer hinaus“ und „Ohne Abschied“ — beide von dem nun auch verewigten Stettiner Philipp Gretscher komponiert.

Von größeren Tageszeitungen brachte die Literarische Rundschau der Deutschen Allgemeinen Zeitung den Aufsatz „Dichtung der Lebensfreude“ über Hans Hoffmann von Joachim Schüddekopf (27. 7. 1938). Hier wurde der Briefwechsel Hans Hoffmann—Gottfried Keller herausgegeben, ebenfalls von Conrad Höfer, hervorgehoben, und eine besondere Würdigung galt seinem Bozener Weinmärchen. Ob seine Geschichte tatsächlich wegen ihres Humors nach Film und Bühne schreien, wie der Verfasser des Aufsatzes meint, sei dahingestellt.

Das Werk Hans Hoffmanns ist im Verlag Gebrüder Paetel, Leipzig, untergebracht. Von dem zum 90. Geburtstag veranlaßten Neuausgaben ist die des Romanes „Wider den Kurfürsten“ auch als Neubearbeitung zu bewerten. Der Sohn Rudolf Hoffmann hat den über 800 Seiten gehenden Roman mit Verständnis seiner Besonderheiten gekürzt.

Und der beste Rückblick: Lest Hans Hoffmann!

re.

## B L I C K I N D E N O S T E N

Wir sind in Pommern in den letzten Jahren über die Beschäftigung mit den Ostfragen zur Erkenntnis der besonderen Bedeutung der Volkskunde im weitesten Sinne gekommen. Dabei war es dann nur ein kleiner Schritt zu der weiteren Erkenntnis, daß Pommern als Kulturbegriff sein Antlitz nach zwei Richtungen von deutscher Schicksalhaftigkeit wendet, nach dem Osten und nach dem Norden zugleich. Ob wir auf der Ordensburg in Bütow uns mit den alten germanischen Brauchtum entwachsenen Volksbräuchen befassen oder auf der Tagung Junger Norden in Stralsund unsere Schwedischen Freunde tanzen sehen und ihre sonstige ausgeprägte Kunst des Volkstums als den pommerischen Überlieferungen artverwandt erkennen — wir finden die Doppelrichtung unserer Volkskultur nach Osten und Norden als sinnvolle Ergänzung auch der politischen und wirtschaftlichen Entwicklungslinien durch die Jahrhunderte in derselben zweiseitigen Richtung.

Notwendig muß diese wachsende Erkenntnis in der zukünftigen Volkstumsarbeit beachtet und bei wissenschaftlichen Untersuchungen in der Volkskunde berücksichtigt werden. In der letzten Jahresausgabe der von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde herausgegebenen, höchst wertvollen Baltischen Studien macht auch Dr. Kaiser, Greifswald, auf diese wichtige Seite der Volkskunde-Arbeit aufmerksam und schreibt nach erfreuter Feststellung ihres allgemeinen Wachstums u. a.: „Die ungewöhnliche Vergrößerung unseres Wissens über die Verbreitung bestimmter volkskundlicher Erscheinungen in Pommern hat naturgemäß das Gesamtbild der pommerischen Volkstumslandschaft sehr verfeinert, ja sie ist geeignet, die bisherigen klaren Züge dieses Bildes zunächst zu verwirren. . . . Längst nicht alles mehr fügt sich in dieses einfache Bild, und es wird zur dringenden Forderung, eine neue volkstumsgeographische Ordnung für Pommern in Angriff zu nehmen. Eine selbstverständliche Voraussetzung ist dabei, daß alle pommerischen Erscheinungen in den Zusammenhang mit dem Amlande Pommerns, ja in den Zusammenhang mit ganz Deutschland und mit dem germanischen Kreise gestellt werden. . . . Die notwendige Einordnung Pommerns in sein Amland wird nicht nur eine Einordnung in sein deutsches Amland sein. Große Teile Pommerns stehen in engsten Beziehungen zu nordgermanischen Ländern. . . . Pommern ist nicht nur ostdeutsches Kolonisationsland, sondern zugleich Bindeglied zum Norden. Diese Eigenart gibt dem Lande und damit der Pommerischen Volkskunde eine Sonderstellung. In diesem Zusammenhang verdient die Begründung des „Internationalen Verbandes für Volkstumsforschung“ im November 1935 in Lund Beachtung. Ihm sind bisher in der Hauptsache die germanischen Länder sowie Finnland, Estland und Lettland angeschlossen. Als erste gemeinsame Arbeit ist

die Durchführung einer volkskundlichen Fragebogenerhebung mit etwa zwanzig Fragen in Aussicht genommen. Damit eröffnen sich auch die ersten Ausichten auf eine baldige Lösung des Problems Deutschland und der germanische Norden.“

Wir haben an dieser Stelle einmal die Frage der Nord- und Ostrichtung Pommerns unter dem Gesichtswinkel der volkskundlichen Forschung angeschnitten, weil wir in solcher Arbeit ebenfalls ein wertvolles Mittel sehen, jener umfassenden Werbearbeit entgegenzuwirken, die unter slawischen oder auch nur polnischen Vorzeichen auf breiter Basis das Baltische Institut in Gdingen über den Ostseeraum hinweg bis in die angloamerikanischen Länder seit langem betreibt, — eine Arbeit, die wir bekanntlich erst vor einigen Monaten noch hinsichtlich der Raschubenforschung der polnischen Wissenschaft in unseren Monatsberichten kurz darstellten.

\*

Die nüchterne Tatsachenpolitik, die die Führung der auswärtigen Angelegenheiten in Polen seit dem neuen Kurs durchgängig auszeichnet, spiegelt sich auch wieder in der Selbstbetrachtung der inneren Lage. So hält das „Kleine Statistische Jahrbuch für Polen“ dem Lande einen unverfälschten Spiegel vor über die Gesamtheit der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lage des Landes mit der vermerkbaren Absicht, sich selbst kein X für ein U vorzumachen zu wollen, aber aus der nüchternen Sprache der Zahlen zu lernen. Und wir wissen an Einzelbeispielen — man denke nur an die Erschaffung Gdingens — daß in Warschau die Männer sitzen, die Energien zu entwickeln verstehen.

Uns in Deutschland interessiert aber nicht nur das Spiegelbild der inneren Lage Polens, sondern in Würdigung der Tatsache, daß hunderttausende von deutschen Familien in den polnischen Staatsgrenzen, vorzugsweise im ehemaligen deutschen Staatsgebiet wohnen, interessiert uns auch das Verhältnis dieser deutschen Wohngebiete zum übrigen Polen. Deshalb unter diesem Gesichtspunkt einige besonders typische Zahlenvergleiche:

Vorerst eine für Polen absolut positive Feststellung: Polen steht im Bevölkerungszuwachs an der Spitze aller europäischen Staaten! Seit 1931 hat seine Bevölkerung um 2,4 Millionen zugenommen. Wenn auch der Bevölkerungszuwachs nach der Staatsbildung von Jahr zu Jahr sank, so betrug er doch noch im Jahre 1937 nicht weniger als 10,9 a. T., in Deutschland 7,2 a. T., in Italien 6,1 a. T. und in England 2,7 a. T.!

Einer solchen gesunden Volkskraft stehen großenteils umgekehrte innere Verhältnisse gegenüber: Das Analphabetentum in Polen herrscht auch heute noch in einer für sonstige europäische Ver-



hältniſſe unvorstellbaren Form, betrug doch nach der Volkszählung von 1931 der Anteil der Vokalalphabeten an der zehn Jahre und älteren Bevölkerung 23,1 v. H.! In den ostpolnischen Woiwodschaften stieg diese Ziffer bis auf 47 und 48 v. H., während sie in den ehemals deutschen Reichsgebieten Posen, Pommerellen und Schlesien nur 2,8 bzw. 4,3 und 1,5 v. H. betrug. Deutlicher kann der kulturelle Unterschied zwischen den deutschen Gebieten und ihren Bewohnern und dem polnischen Ostland, aber schließlich auch dem gesamten übrigen Polen nicht gemacht werden!

Daß die Wohnkultur in Polen manches zu wünschen übrig läßt, ist bekannt. Das Kleine Statistische Jahrbuch nimmt auch da kein Blatt vor den Mund: Nach den Feststellungen der Volkszählung von 1931 sind in ganz Polen nur 12,9 v. H. der Wohnhäuser mit Kanalisation und nur 15,8 v. H. mit Wasserleitung versehen. Und auch hier wieder der eklatante Gegensatz zwischen dem Osten und dem deutsch besiedelten Westen: In den Ostwoiwodschaften gibt es gar nur 2,4 kanalisierte und 3,7 mit Wasserleitung versehene Wohnungen auf Hundert, in den ehemals deutschen Reichsgebieten aber 37,7 bzw. 50,2! Auch im öffentlichen Gesundheitswesen liegen die Dinge im Argen, es entfielen z. B. im Jahre 1935 auf je 10 000 Einwohner in Polen nur 3,7 Ärzte und in den Krankenhäusern auf je 10 000 Einwohner nur 20,9 Betten, während die reichsdeutschen Vergleichsziffern dafür 7,2 bzw. fast 100 sind!

Auch über die wirtschaftliche Lage teilt das Statistische Jahrbuch einiges wertvolle Material mit. Danach gehört Polen zu den europäischen Staaten mit dem geringst entwickelten Außenhandel. 1936 war das Land am europäischen Außenhandel mit nur 1,6 v. H. beteiligt und damit geringer als Belgien, Holland, Dänemark oder die Schweiz; der Anteil Polens an der Gesamteinfuhr Deutschlands betrug 1,8 v. H. Und schließlich die Produktionskraft des Hauptzweiges der polnischen Volkswirtschaft, die Erträge der Landwirtschaftlichen Kultur: Auch hier rangiert das Land in den zuletzt erfaßten Jahren bis 1936 an letzter Stelle der hauptsächlich europäischen landwirtschaftlichen Produktionsländer. Die Heftartverträge

betragen (in Doppelzentnern) für Weizen im Durchschnitt in Deutschland 21,7, in Polen 11,2, die entsprechenden Ziffern betragen für Roggen 17,4 und 10,9, für Kartoffeln 156,2 und 113,7, für Zuckerrüben 287,6 und 209,0! Es ist auch hier anzumerken, daß in den deutschen Erzeugergebieten in Polen die Ziffern den reichsdeutschen nahekommen.

\*

Sollte sich Polen nicht — besonders in Berücksichtigung der letzteren Beweise für die Rückständigkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung — die Frage vorlegen, inwieweit so wirtschaftsfeindliche und nur politischen Nebenabsichten entspringende Maßnahmen wie die Parzellierungspolitik der Agrarreform mitschuldig sind am negativen Ergebnis? Das Posener Tageblatt wies zu Anfang August nochmals auf die verheerenden Folgen der Parzellierung hin: „Es ist eine feststehende Tatsache, daß die meisten Siedler auf parzelliertem Boden kaum so viel produzieren, daß sie selber mit ihren Familien satt werden, und daß sie an Rücklagen für dringend notwendige Investitionen und leider oft auch an die Entrichtung der Kaufraten nicht denken können. . . Kommt man an einer neu entstandenen Siedlung vorüber, so erkennt man diese sofort, ohne daß man das „Gehöft“ zu sehen braucht. Fast immer ist der Zustand dieser Felder viel schlechter als derjenige von altem Bauernland. . . Werte werden zerstört“, so schließt der Artikel, „die Landergiebigkeit geht zurück, die Güte der Bodenprodukte geht zurück, die Ernährung der Bevölkerung wird schwieriger und als Endergebnis entstehen die „Poniatowkis“.

Das Tragische ist es sowohl für die deutsche wie für die polnische Seite, daß, wie wir immer wieder an dieser Stelle dargetan haben, von der einseitigen Parzellierung der Agrarreform die gesunde und hoch entwickelte Landwirtschaft unserer deutschen Volksgenossen in Pommerellen und Posen bewußt betroffen wird, also derjenige Teil, der weitaus an der Spitze der landwirtschaftlichen Produktion Polens steht!

Herbert Caspers.



# Reichspommernbund

Liebe Landsleute!

Die Ferienzeit ist vorüber. Da soll jetzt auch die Arbeit in unseren pommerschen Landsmannschaften wieder mit neuer Kraft einsetzen. Möge sie auch im kommenden Winterhalbjahr besten Erfolg haben!

Eine freudige Mitteilung kann ich machen: Auf Veranlassung und durch die rührige Vorarbeit unseres Lds. Dr. Klindt in Halle ist vor kurzem auch in München ein „Verein heimattreuer Pommern“ ins Leben getreten. Die Leitung hat Lds. Tabbert in München übernommen; zu seiner unmittelbaren Unterstützung hat sich Lds. Lüpke bereiterklärt. Alle Landsleute wurden zu eifrigster Werbearbeit aufgefordert. Schon das erste Beisammensein — in Anwesenheit von Lds. Klindt — brachte jedem die Erkenntnis, daß es hier um weit mehr geht als allein um die Gründung eines neuen Vereins. Eine Gemeinschaft ist entstanden, die sich die Aufgabe gestellt hat, um jeden Preis zusammenzuhalten und die Liebe zur engeren Heimat zu pflegen. Am dieser Gemeinschaft auch nach außen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, wurde das fremd klingende „Sie“ ohne Unterschied der Person, des Geschlechts und des Alters mit dem vertrauten „Du“ vertauscht. Die Freude über Dr. Klindts schönen Erfolg ist groß. Auch der RPB. dankt ihm — zusammen mit den Münchener Landsleuten — herzlich für seine neue Tat. Wenn er im September wieder nach München kommen wird, dann soll er, wie die Münchener Landsleute versichern, erkennen, daß die junge Eiche in der Zwischenzeit schon ein gut Stück gewachsen ist und daß seine Mühe nicht umsonst war. —

Anfang September werde ich auch die „Landsmannschaft der Pommern in Berlin“ gründen. Anschriften von Landsleuten, die dafür in Frage kommen, nehme ich jederzeit gern entgegen.

Walter Schröder.

## Gau Groß-Berlin/Brandenburg

**Landsmannschaft der Pommern in Babelsberg.** Unsere erste Versammlung nach der Sommerpause findet am Sonntag, dem 25. September, um 18 Uhr im Konzerthaus, Auguststraße, statt. Wir bitten um rege Beteiligung, da Fragen bezüglich des Stiftungsfestes zur Erledigung kommen sollen.

**Landsmannschaft der Pommern in Birkenwerder.** Der Heimatabend am 13. 8. war trotz der Veranstaltung des Kolonialbundes gut besucht, sogar einige Gäste aus Wien hatten sich eingefunden. Nach dem Vortrag einiger plattdeutscher Geschichten und Verse gab der Vereinsleiter bekannt, daß der nächste Heimatabend nicht am 10., sondern diesmal bereits am 3. September stattfindet; anschließend gemütliches Beisammensein mit Tanz. Besondere Einladungen ergehen nicht. Zur Deckung der Kosten für die Musik hat jeder Teilnehmer 30 Pf. zu zahlen. Gäste sind willkommen.

**Ruppiner Pommernbund in Neuruppin.** In der Augustversammlung brachte neben geschäftlichen Angelegenheiten der Nachrichtendienst wieder viel Interessantes aus der Heimat. Anschließend wurde das weitere Sommerprogramm besprochen und die Landsleute zu



## Versammlungskalender für September 1938

Sonntag,	3. Sept.,	20.00 Uhr:	Landsm. d. Pomm., Birkenwerder (Heimatabend)	Birkenwerder, Hauptstraße 99, Gesellschaftshaus
Montag,	5. Sept.,	20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Dresden (Heimatabend)	Dresden, Sandlerbräu, König-Johann-Str. 11
Dienstag,	6. Sept.,	20.30 Uhr:	Verein von Ufermünde (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	7. Sept.	20.30 Uhr:	Ruppiner Pommerbund, Neuruppin (Versamml.)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Mittwoch,	7. Sept.	20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Versammlung)	Erfurt, Stadthaus
Mittwoch,	7. Sept.	20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Rostock (Versammlung)	Rostock, Mahn & Ohlerichs Keller
Mittwoch,	7. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versamml.)	Halle, Bahnhof
Sonntag,	10. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Nipperwieser (Heimatabend)	Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klaufe)
Sonntag,	10. Sept.,	20.30 Uhr:	Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwitzer Generalversammlung	Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban
Sonntag,	11. Sept.,	17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin und Umg. (Zusammenkunft)	Berlin, Heidestraße 45, Briesch
Montag,	12. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauers Katskeller
Montag,	12. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Naumburg (Versammlung)	Naumburg, Eiserner Wenzel
Mittwoch,	14. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Mittwoch,	14. Sept.,	20.00 Uhr:	Heimatverein in Dramburg (Heimatabend)	Berlin, Sophien-Festsäle
Mittwoch,	14. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Versammlung)	Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61
Sonntag,	17. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Kiel-Gaarden (Versamml.)	Kiel-Gaarden, Kleines Rest., Kirchenweg 16
Sonntag,	17. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Neumünster (Versammlung)	Neumünster, Hotel „Kaiserecke“
Sonntag,	26. Sept.,	18.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Babelsberg (Versamml.)	Babelsberg, Konzerthaus, Auguststraße
Sonntag,	1. Okt.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwitzer (Versammlung)	Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban

reger Beteiligung aufgefördert. — Am 14. August unternahm der Bund einen Ausflug nach Lindow, um mit den dortigen Landsleuten das 5. Gründungsfest ihrer Ortsgruppe zu feiern. Ldsm. Krawow gab einen Rückblick auf die bisherige Arbeit der Ortsgruppe, die naturgemäß kein großes Betätigungsfeld habe, aber um so treuer zusammenhalte. Nachdem des verstorbenen Gründers der Ortsgruppe, Ldsm. Bütow, ehrend gedacht war, dankte Ldsm. Reuter den Lindower Landsleuten und bat, auch fernerhin die Ideale unserer Heimatbewegung hochzuhalten. Fröhliche Unterhaltung bei Schießen, Regeln und Tanz ließen die schönen Stunden bis zur Rückkehr schnell vergehen.

**Verein der Bütower in Berlin.** Die letzte Sitzung war gut besucht. Der 1. Vorf. gab einen längeren Bericht über das stattgefundene Cloufest, und es war interessant zu hören, daß unser Verein mit zu denen gehört, die die meisten Eintrittskarten umgefesht haben. Weiter kam der Vorf. auf das nächste Stiftungsfest zu sprechen und forderte alle Mitglieder auf, schon jetzt für diese Veranstaltung zu werben. — Nächste Sitzung am 14. September.

**Heimatverein Dramburg in Berlin.** Trotz größter Sommerhitze war der Heimatabend im August sehr gut besucht. Wegen der zu geringen Teilnehmerzahl wurde beschlossen, die für den 21. 8. festgesetzte Dampferfahrt ausfallen zu lassen. Für die bereitwillige Weiterführung seines Amtes dankte der Vorsitzende dem Kassenwart Ldsm. Erwin Draeger besonders. Heimatlieder und Unterhaltungsbeiträge von Ldsm. Dahms auf dem Akkordeon ließen den Abend harmonisch ausklingen. — Die am 24. 7. bei großer Beteiligung stattgefundene Altberliner Kremserpartie zum Teufelssee in den Müggelbergen war für alle Teilnehmer ein freudiges Erlebnis.

Lachender Sommertag, fröhliche Musik der Landsleute Bork und Dahms und nicht zuletzt das mitgenommene Viertel Bier bewirkten gute Stimmung. Eine Wiederholung dieser lustigen Fahrt ist für das nächste Jahr in Aussicht genommen. — Nächster Heimatabend am 14. September.

**Verein ehem. Fiddichower zu Berlin.** Unseren Mitgliedern zur Kenntnisnahme, daß die nächste Sitzung am Mittwoch, dem 14. September um 20 Uhr stattfindet. Wir erwarten nunmehr das Erscheinen sämtlicher Landsleute.

**Heimatverein Köslin in Berlin.** Die Zusammenkunft am 17. 8. in der Gaststätte von Ldsm. Briesch vereinigte eine große Anzahl von Landsleuten und Gästen. Bei freiem Kaffee, einem Gläschen „Schießlot-em“ für die Frauen und einem Richtberger Korn für die Männer, blieb man auch nach dem gemeinsamen Abendessen, das Ldsm. Klein durch eine zündende Ansprache würzte, bis Mitternacht in bester Stimmung beisammen. — Der nächste Heimatabend findet am 11. September um 17 Uhr im Klubhaus, Domstraße, statt, wozu alle Landsleute mit recht vielen Gästen erwartet werden.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Am letzten Heimatabend begrüßte Ldsm. Karge herzlich die erschienenen Mitglieder, die zum Teil ihren Urlaub in der Heimat verbracht hatten, und hieß Ldsm. Möseke und Frau als Gäste willkommen. Er gab die Tagesordnung und die letzten Ereignisse aus dem Gemeindegroß bekannt und teilte mit, daß unser Mitglied, Frau Behrendt, daheim verunglückt ist (Beinbruch) und sich im Krankenhaus in Königsberg (Neum.) befindet. Unsere 6. Heimatafahrt ist zur vollen Zufriedenheit verlaufen; Bestellungen von Fahraufnahmen nimmt Ldsm. Kronewitz entgegen.

## STADTTHEATER STETTIN INTENDANT: WALTER STORZ

Aus dem Spielplanentwurf für die Spielzeit 1938-39

Unter 14 Neuinszenierungen der Oper

Mozart:	Don Juan
R. Wagner:	Die Meistersinger von Nürnberg
	Parfival
Bizet:	Carmen
Verdi:	Rigoletto
Mascagni:	Cavalleria rusticana
Leoncavallo:	Der Bajazzo
Puccini:	La Bohème

Unter 16 Neuinszenierungen des Schauspiels

Schiller:	Die Braut von Messina
Gräbe:	Napoleon
Hebbel:	Gyges und sein Ring
Shakespeare:	Romeo und Julia
G. Hauptmann:	Fuhrmann Henschel
Möller:	Panamaskandal
v. Trotha:	Gudrun

Unter 10 Neuinszenierungen der Operette

J. Strauß:	Der Zigeunerbaron
Heuberger:	Der Opernball
Zeller:	Der Vogelhändler
Nedbal:	Die Winzerbraut
Lehár:	Der Zarewitsch

Das Abonnementsbüro ist täglich von 10—14 Uhr geöffnet — Kassenstunden von 10—1 und 5—7 Uhr — Fernruf 30670



Der Nachrichtendienst zeigte anschließend wieder die große Aufbautätigkeit im Heimatland. Am 6. September begeht Ldsm. F. Angres das Fest der Silberhochzeit. Sieger im Stuckinfahren wurde Schüler Willi Henning. — Nächster Heimatabend am 10. September.

**Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwiker.** Da die Augustsitzung nur schwach besucht war, das 30. Stiftungsfest aber viel Arbeit verursacht, findet am 10. September eine Generalversammlung statt. Das Erscheinen eines jeden Mitgliedes ist Pflicht. — Das Stiftungsfest findet am 15. Oktober in Vogels Festsälen, Brückenstraße 2, statt; Eintritt 75 Pf., für Abordnungen der Gastvereine liegen Ehrenkarten bereit. Fahrtverbindungen: Straßenbahn, U- und S-Bahn bis zur Jannowitzbrücke. Alle Bundesvereine sowie Landsleute und Gäste sind herzlich eingeladen.

**Verein von Uckermünde in Berlin.** Unser Sommerausflug nach Schildow nahm bei prächtigem Wetter einen guten Verlauf. Am 8. Oktober findet unser Herbstvergnügen statt. Zwecks Kartenentgegennahme bitten wir um zahlreiches Erscheinen in der nächsten Sitzung am 6. September.

**Pommernbund zur Förderung heimatischer Kunst und Art, Berlin.** Der erste Heimatabend im Winterhalbjahr findet am 12. September im Friedenauer Ratskeller statt. Der Abend ist vornehmlich dem Gedenken unseres Landsmanns Prof. Taubert aus Anlaß seines 100. Geburtstages gewidmet. Wir hoffen, alle unsere Mitglieder, von der Sommersee erfrischt, wiederzusehen. — Nächste Vorstandsabende am 16. 9., 12. 10., 14. 11., 5. 12. Die Damen treffen sich am 6. 9. um 16 Uhr zum Kaffee im Dahlemer Dorfkug.

#### Gau Mitteldeutschland

**Pommernbund Erfurt.** Wegen der Urlaubszeit war die letzte Versammlung nur schwach besucht. Einzelne Landsleute hatten Kartengrüße gesandt. Der Vorsitzende erzählte von seiner reizvollen Fahrt nach Hamburg und Helgoland. Er hatte eine Flasche Aquavit mitgebracht, wovon jeder eine Kostprobe bekam. Eine zweite Aberaschung bot Ldsm. Stange, der dem Pommernbund eine Sparbüchse in Form eines kleinen Rahns überreichte, geschmückt mit den Pommernfarben und der Aufschrift „Pommernbund Erfurt“. Der Vorf. übernahm diesen kleinen Panzerkreuzer zu treuen Händen und dankte dem Spender herzlich. Die erste Sammlung ergab einen namhaften Betrag. Es wurde schon jetzt auf unser Stiftungsfest hingewiesen, das am 4. Februar 1939 im Stadthaus stattfindet. — Da unser Ausflug in den Thüringer Wald allen so gut gefallen hat, soll am 4. September ein ähnlicher nach der Forellenstation Möbisburg stattfinden; Abmarsch pünktlich um 14 Uhr von der

Flora. Diese Mitteilung gilt als endgültiger Bescheid, eine besondere Benachrichtigung erfolgt nicht. — Nächste Versammlung am 7. September.

**Verein heimatstreuer Pommern in Halle.** Für den in Urlaub weilenden Vorsitzenden leitete Ldsm. Dr. Klindt die letzte Versammlung. Nach Bekanntgabe verschiedener Eingänge wurde das Kinder- und Sommerfest nochmals besprochen, das nun am 13. 8. stattgefunden hat, leider aber schwach besucht war, da noch viele Mitglieder in Urlaub weilten. Für die Kleinen war das Fest trotzdem eine nette Unterhaltung, aber auch die Großen beteiligten sich rege am Preisregeln und Schießen. Ldsm. Dr. Klindt, der aus seinem Urlaub in Bad Tölz über München zurückfuhr, setzte sich mit den dort wohnenden Pommern in Verbindung und veranlaßte die Gründung eines Pommernvereins in München. — Nächste Sitzung am 7. September, zu der wir zahlreichen Besuch erwarten, da wichtige Mitteilungen zu machen sind.

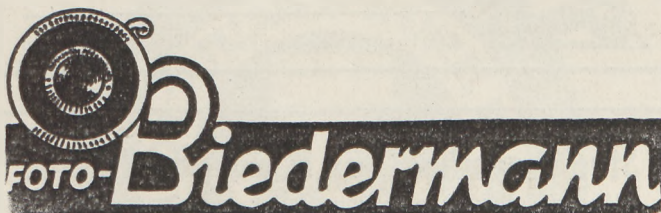
#### Gau Nordwestdeutschland

**Landsmannschaft der Pommern in Rostock.** Am 31. Juli trafen sich die Landsleute mit ihren Angehörigen in Dierkow bei Rostock zu einer gemeinschaftlichen Kaffeetafel. Nachdem man sich an Kaffee und Kuchen gütlich getan hatte, vergnügten sich die Landsleute am Schießsport und stellten ihr Können unter Beweis. Das schöne sommerliche Wetter hielt alle bis in die späten Abendstunden beisammen, und ungern dachte man an den Heimweg. — Am 4. September findet ein gemeinsamer Ausflug nach dem Poggenkrug zu Ldsm. Zeitel statt, wo ein kleines Preischießen, Preisregeln und Schießen nach der Königscheibe veranstaltet wird. — Nächste Versammlung am 7. September.

#### Gau Süddeutschland

**Verein heimatstreuer Pommern in München.** Am 26. Juni trafen sich im Hotel „Sonnenhof“ eine Anzahl Pommern und gründeten den „Verein heimatstreuer Pommern in München“. Den Vorsitz übernahm vorläufig Parteigenosse Franz Tabbert mit Unterstützung von Pg. Wilhelm Lüpke. Der Zweck des neuen Vereins ist die Pflege pommerschen Brauchtums und der plattdeutschen Sprache. Es soll auch die Kenntnis des Gaues Pommern mit seinen Ostseebädern, seinen Wäldern und Seen, seinem kernigen, aufrechten Menschenschlag im Süden des Reichs verbreitet werden. Dazu sind Vorträge, Filmvorführungen und plattdeutsche Abende geplant. Landsleute in der Heimat, die Verwandte in München haben, werden gebeten, sie auf den Verein aufmerksam zu machen oder ihre Anschrift Ldsm. Franz Tabbert, München, Schleißheimer Straße 79, mitzuteilen.

Stettiner Fotohändler empfehlen sich



Dein Foto-Fachmann Stettin, Friedrich-Karl-Straße 5  
Fernruf 20297

Foto-Frank Entwickeln, Kopieren, Vergrößern in kürzester Zeit  
Paradeplatz-Drogerie  
Paradeplatz 8 Fernruf 22043

Photo-Spezialabteilung der  
Kronen-Drogerie, Fritz Naumann  
Pölitzer Straße 21, Ausführung sämtlicher Photoarbeiten im eigenen Laboratorium



Spezialist  
in Kleinbild  
und Schmalfilm

FOTO-VOGT  
SPEZIALHAUS FÜR FOTO UND KINO  
STETTIN, AUGUSTSTR. 6, ECKE MOLTKESTR.

TELEPHON 30507

Angegliedert:  
Pommernbild - Archiv mit mehreren tausend Heimat - Fotos



Pölitzer Str. 30 (Karstadthaus), Ruf 26979  
Beste Ausführung aller Foto-Arbeiten



# ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

## Meisterschule des deutschen Handwerks

Fachschule für:  
Tischlerei u. Innenraumgestaltung  
Malerei, Werbe- und Gebrauchs-  
graphik, Bildhauerei (Holz und  
Stein und Steinmetzarbeit), Bau-  
Keramik, Töpferei, Handweberei,  
Damenschneiderei und Mode

Tagesunterricht und Abendkurse  
Vorbereitung auf die Meisterprüfungen  
Schulgeld 30 RM. für das Semester

Prospekte kostenlos durch das Geschäftszimmer  
Grünhofer Markt 3 Ruf 21530

## Städt. Frauenfach- und Haushaltungsschule

Berufsausbildung zur:

Schneidergesellin, Kinderpflege- und Haus-  
haltungsgehilfin, Hausgehilfin

Außerdem:

Einjährige Haushaltungslehrgänge (Befrei-  
ung von der Hauswirtschaft-Berufsschule),  
Halbjährige Fachkurse (Kochen, Wäsche-  
nähen, Schneidern, feine Handarbeit,  
Weben), Kurse für Meisterinnen der  
Hauswirtschaft

Einzelprospekte und Auskunft:  
Elisabethstraße 51 (8-1 Uhr), Telefon 290 08

## Handels- und Höhere Handelsschule Berufsfachschule - Stettin

Zum 15. Oktober 1938 wieder  
Beginn eines Halbjahreskurses mit  
den Fächern: Handelskunde mit  
Schriftverkehr, Buchführung, Rech-  
nen, Deutsch, Kurzschrift, Ma-  
schineschreiben, Schreiben

Bedingung: Mindestalter 18 Jahre (in der Regel)  
Anmeldung Elisabethstr. 48, I, Telefon 34337

## Landfrauenschulen

der Landesbauernschaft Pommern

in Rügenwalde (Döfsee) Leiterin H. Hübner  
und Eldena (Kr. Greifswald) Leiterin H. Faber

Gründliche Ausbildung in ländlicher Hauswirtschaft in Jahres-  
lehrgängen, Beginn April und Oktober — Anerkannt als Unter-  
klassen der Landfrauenschulen für die Ausbildung zur ländlichen  
Haushaltspflegerin und Lehrerin der landw. Haushaltungskunde

Prospekte und Auskünfte durch die Schulleitungen

## NS.-Frauensschule für Volkspflege

Stettin, Turnerstraße 59 b

(Fachliche Leitung: Gauamtsleitung der NSV.)

1. Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnen-Seminar  
2jährig, Beginn Ostern, Schulgeld monatlich  
RM. 20,-
2. NS.-Frauensschule für Volkspflege, 2jährig, Auf-  
nahme Oktober, Schulgeld monatlich RM. 20,-

Kameradschaftsheim für auswärtige Schülerinnen  
angeschlossen. Monatlich RM. 60,-

## Stettiner Pädagogium Höhere Privatschule

für Jungen und Mädchen

Stettin, Moltkestraße 18 I-III

1.-8.Kl. (Sexta-Prima) — Aufnahme jederzeit

Fernsprecher 30072 — Sprechstunden täglich 12-1  
Montag und Donnerstag auch 18-19 Uhr

Schumacher, Studiendirektor a. D.



## Kaufmännische Privatschule

von Paul Janke, Stettin, Bismarckstr. 1, Ruf 21237

Beginn neuer Kurse am 5. Oktober 1938

## Staatsbauschule für Hoch- und Tiefbau

(Höhere Techn. Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau)

Fernruf Nr. 3 00 86 STETTIN Schinkelstraße 10

1. Wissenschaftlich-technische Ausbildung für den  
Beruf eines Ingenieurs in Hoch- oder Tiefbau,  
Dauer 5 Semester.
2. Ausbildung von Fachingenieuren im Eisenbeton-  
und Stahlbau. Sonderlehrgang: Statik, Theorie und  
Konstruktion, Baustoffprüfung im Laboratorium,  
Schweißtechnik, Grobstrukturprüfung (Röntgen)  
der Schweißnähte. Dauer 1 Semester.

Druckschriften und Auskunft kostenlos.

## Unterrichts-Anzeigen

im „Bollwerk“ sind erfolgreich und billig!  
Anzeigenschluß für die nächste Sonderseite

„Erziehung und Unterricht“  
am 22. September 1938



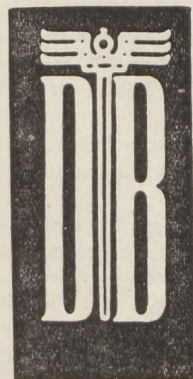
# BÜCHER

**Hiddensee.** Die Dornbuschinsel, von Annemarie Garduhn, Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin, Preis 2,20 RM. — Jenes langgestreckte Eiland, das wie ein Wellenbrecher der Westküste Rügens vorgelagert ist, jenes „saute Länneken“, das in seiner ewig singenden Einsamkeit immer wieder Maler und Dichter und Freunde einer urwüchsigen Landschaft in seinen Bann zieht: es hat in diesem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein eine liebenswürdige Betrachtung gefunden. Geschichte, Landschaft und Brauchtum werden hier lebendig — wetterharte freundliche Menschen grüßen uns, die fest mit ihrer Scholle und der Weite des Meeres verbunden sind. Wir spüren den eigenwilligen Atem Hiddensees und erleben dann die Inselwelt in all ihren Teilen auf 40 hervorragend wiedergegebenen Bildseiten, die das geschriebene Wort instruktiv ergänzen. Dieses schöne Büchlein sollte viele Leser finden und sie zu Freunden einer aus sich heraus dankbaren Landschaft machen.

**Das deutsche Rohstoffwunder.** Wandlung der deutschen Rohstoffwirtschaft von Anton Lübke, Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel & Co., Stuttgart; geb. 9,80, br. 6,80 RM. — Ein solches Buch, das in Aufbau und Inhalt geradezu meisterhaft zu nennen ist,

in wenigen Sätzen würdigen zu müssen, ist bedauerlich. Denn sein innerer Reichtum ist so gewaltig, daß kaum ein spaltenlanger Aufsatz ihm gerecht werden könnte. Diese Feststellung aber mag für das umfangreiche und tiefgründige Werk selbst sprechen. Es wendet sich an jeden, und es gibt jedem Antwort auf alle Zeitfragen, die die deutsche Rohstoffwirtschaft betreffen. Und zwar in einer Form, die so sicher und eindringlich ist, wie sie mir notwendig erscheint, das gigantische deutsche Rohstoffwunder allgemein verständlich zu machen. Ich habe Tag für Tag stundenlang in diesem Buche gelesen, ich habe es ausgelesen, und ich werde es immer wieder lesen — besonders dann, wenn ich mich an den Großtaten deutschen Erfindergeistes und an dem zielsicheren Wollen unserer Zeit begeistern möchte.

**Landarbeiterwohnungen in Pommern.** Dieses umfangreiche, von der Pommerischen Heimstätte in Zusammenarbeit mit der Landesbauernschaft Pommern und dem Gauheimstättenamt der DAF. herausgegebene Heft wendet sich in erster Linie an jeden landwirtschaftlichen Betriebsführer. Wir wissen, daß die Wohnungsfrage aufs engste mit der Frage der Landflucht verbunden ist und damit gleichzeitig für die Sicherung unserer Ernährungsfreiheit ausschlaggebende Bedeutung erhält. Hierbei ist das vorliegende Heft ein wegweisender Ratgeber, indem es eine große Anzahl erprobter Landarbeiterwohnungen im Bilde darstellt und überdies genaueste Angaben über ihre Finanzierungsmöglichkeit vermittelt.



## Dresdner Bank

Filiale Stettin

Roßmarkt 5  
Fernruf 35271

Depositenkasse Lastadie  
Pladrinstraße 21 - Fernruf 33555

Individuelle Beratung und Auskunftserteilung in allen Geldangelegenheiten / Reise-Kreditbriefe  
Tresorfächer / Eröffnung von Bankparkonten

Aktienkapital und Reserven 171 1/2 Millionen Reichsmark



## Gaststätte „Lindenhof“

Stettin

Inh. Pg. Erich Beck

Bestgelegenes Ausflugslokal nahe der Stadt. Garten mit ca. 5000 Sitzplätzen. Große und kleine Säle für Veranstaltungen aller Art

Gute Küche — gepflegte Getränke — mäßige Preise

Evangelisches Vereinshaus-Hospiz STETTIN - Elisabethstr. 53  
Fernruf 32046



**Was ich erlebte.** Von Heinrich Steffens, herausgegeben von Willi A. Koch; Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. Preis 4,25 RM. — In diesen Aufzeichnungen Heinrich Steffens, der 1773 als Sohn eines Holsteiners im norwegischen Stavanger geboren wurde, offenbart sich das geistige Deutschland um die Wende des 18. Jahrhunderts und in den folgenden Jahrzehnten. Er, der als junger Professor der Naturwissenschaften in den Jenaer Kreis der Romantiker eintritt — der hier Fichte, Schelling, Schlegel, Tieck und Novalis zu Bekannten und Freunden rechnet — der mit Schiller, Goethe und Schleiermacher verbunden fühlte — der in der Zeit der großen Erhebung neben Scharnhorst, Gneisenau, Arndt, Stein, York und Hardenberg stand — der schließlich mit Görres und Sailer, mit Runge und den Brentanos, mit Humboldt und Jean Paul und vielen anderen befreundet war: er entwirft hier ein weitgespanntes Gemälde seiner Zeit, wie es köstlicher und geistreicher und herzlicher nicht gedacht werden kann. Das Buch ist deshalb in sich voller Spannung; man wird es immer dann lesen mögen, wenn der Zauber inhaltsreicher Jahrzehnte vor 100 Jahren und der Geist wahrhaft deutscher Männer lebenskräftig zu uns sprechen sollen. ri.

**Fürst Pückler reist nach England.** Aus den „Briefen eines Verstorbenen“. Herausgegeben von H. Ch. Mettin. Verlag Hans v. Hugo und Schlottheim, Berlin. Preis 8,50 RM. — Im Jahre 1826 reiste Fürst Pückler nach England, um hier eine reiche Frau zu finden, nachdem er sich zuvor von Lucie von Hardenberg aus rein geldlichen Gründen hatte scheiden lassen. Über zwei Jahre verweilte er auf dem Inselreich, ohne indessen einer Frau nach seinen Wünschen zu begegnen. Dafür aber ließ er 1850 umfangreiche Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in England erscheinen, die bald in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden und ihm die größten Erfolge als Schriftsteller einbrachten. Diese „Briefe eines Verstorbenen“ liegen in sorgfältiger Auswahl unserem Buche zugrunde. Erstaunlich, mit welcher Schärfe der Fürst das Land und seine Menschen beobachtete, wie er selbst Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten nicht überfah! Erstaunlicher noch, daß diese Reiseschilderungen, denen übrigens nur wenige gleichwertige zur Seite gestellt werden können, ein Bild ergeben, das auch heute noch, weil überzeitlich gesehen, in vielem Gültigkeit hat! Wer England verstehen will, kann an diesen Aufzeichnungen nicht vorbeigehen. er.

# RÄTSEL

## Spiralrätsel

37	38	39	40	41	42	43
36	17	18	19	20	21	44
35	16	5	6	7	22	45
34	15	4	1	8	23	46
33	14	3	2	9	24	47
32	13	12	11	10	25	48
31	30	29	28	27	26	49

1—2 Faulkner, 2—3 Tierfährer, 3—5 Baumteil, 5—7 Einfahrt, 7—10 sachlich, 10—13 Schaffamel, 13—17 Halbedelstein, 17—21 Amtsröbe, 21—26 Wagenschuppen, 26—31 männlicher Vorname, 31 bis 37 Nachtsich, 37—43 Nachkomme, 43—49 Schweinekrankheit.

## Zahlenkästen

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

8 4 2 5 4 = deutsche Landschaft, 11 9 7 8 6 = Edelfisch,  
1 2 10 3 = Jagdgetier, 8 2 5 6 4 = Getreideart.

Werden die auf die obigen Wörter entfallenden Buchstaben in die leeren Felder eingesetzt, dann nennen die Buchstaben 1—11 eine akustische Erscheinung.

## Schlümm

Seit er gebadet in eisiger See  
Klagt über „G“ der arme „W“.

## Silberrätsel

ae — auf — ber — berg — bin — der — dub — dus — ei —  
el — er — fen — go — höst — jers — ker — kö — lem — len —  
li — mal — mer — mo — nau — ne — nigs — pom — ra —  
ro — rub — sat — se — stand — still — stol — stuhl — te — tik —  
tol — turm — wa — waf — wort — zug.

Aus obigen Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, fünf bekannte pommerische Heeresstandorte ergeben. (j = i)

1. alte Grabstätte bei Sagard, 2. Mädchenname, 3. Stadt am Kummerowsee, 4. Art und Weise, 5. Steiluferstelle Hinterpommerns, 6. nordrussischer Fluß, 7. Norddeutscher, 8. Fahrstuhl, 9. Seeort bei Heiligendam, 10. Fluß in Holstein, 11. Waffenruhe, 12. Luftschiffahrt, 13. Stadt in Lippe-Deimold, 14. Steilfelsen auf Jasmund, 15. Ort bei Düppel, 16. Fluß in Vorpommern, 17. Hausvorbau, 18. Berg bei Danzig.

## Auflösungen aus dem August-Heft

### Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. NSDP., 4. Taler, 7. Ebene, 9. Uta, 10. Toga, 12. Aroma, 14. Aries, 16. Tete, 18. Ufa, 19. Hessen, 21. Ceder, 23. Anton, 25. Adern, 27. Acs, 28. Tete, 30. Edith, 32. Filou, 33. Mist, 35. Leo, 36. Dempo, 38. Tunte, 39. Ernst.

Senkrecht: 1. Nut, 2. Degradation, 3. Abai, 4. Ter, 5. Lamentation, 6. Etat, 8. Nase, 11. Gase, 13. Ofen, 15. Ehre, 17. Eins, 18. Acht, 20. Sand, 22. Edel, 24. Ochs, 26. Reue, 29. Efeu, 31. Impr., 34. Tat.

### Versrätsel

Senne, Sinne, Sonne.

### Fünf Buchstaben neben

### Silberrätsel

1. Kolberg, 2. Langfuhr, 3. Ebro, 4. Ibenhorst, 5. Niendorf, 6. Madagaskar, 7. Nargau, 8. Nassau, 9. Narew, 10. Warschau, 11. Ural, 12. Liverpool, 13. Laaland, 14. Oliva, 15. Rammin, 16. Müritz, 17. Ilse, 18. Traben, 19. Glienberg, 20. Arkona, 21. Harwich, 22. Nfemen = Brot Frau wull danzen gahn, Klein Mann wull of mitgahn.

Hauptchriftleiter und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, — von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Rode, Stettin. — DL. II. Bf. 1938 5200. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: K. Hefenland, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 2 68 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Bollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluß keine Abbestellung erfolgt.



# STETTIN

Der größte deutsche Seehafen an der Ostsee  
Deutschlands Ausfalltor nach dem Norden

**Stettiner Hafengesellschaft m.b.H.**

## Billigster Getreideumschlag

aus Kähnen, Eisenbahnwagen, Speichern und Lagerräumen in Seeschiffe und umgekehrt

**1 schwimmender pneumatischer Getreideheber**  
200 t Leistungsfähigkeit stündlich

**4 schwimmende Getreideheber**  
mit Leistungsfähigkeit bis zu 100 t stündlich

**Amtliche Verwiegung, Reinigungs- und Entstaubungsanlagen,  
Absackvorrichtungen**

## Die Elevatorenverwaltung

der Industrie- und Handelskammer zu Stettin  
Fernsprecher Nr. 35341 und 34766

*Luftschiffahrt  
Gepäcktransport mit  
H-Zug oder  
Preisautomobil!*

<b>OBERBAYERN</b>	zum Wendelstein (1840 m) Unterbr. i. Brannenber	RM. 69,—
<b>SCHWARZWALD</b>	St. Blasien	RM. 94,—
<b>TIROL</b>	Fulpmes oder Steinach a. Brenner	ab RM. 86,—
<b>THÜRINGEN</b>	Elgersburg	RM. 53,—
<b>RHEIN</b>	St. Goar, Bingerbrück, Rudesheim	RM. 69,50

Ab und bis Berlin alles eingeschlossen

Verlängerungswochen ab 34,— RM.

Veranstalter: Ring-Reisebüro G. m. b. H., Berlin

Auskunft und Anmeldung durch das

*Reisebüro der  
Pommerschen Zeitung Berlin*

Breite Straße 51  
Fernruf Nr. 25891



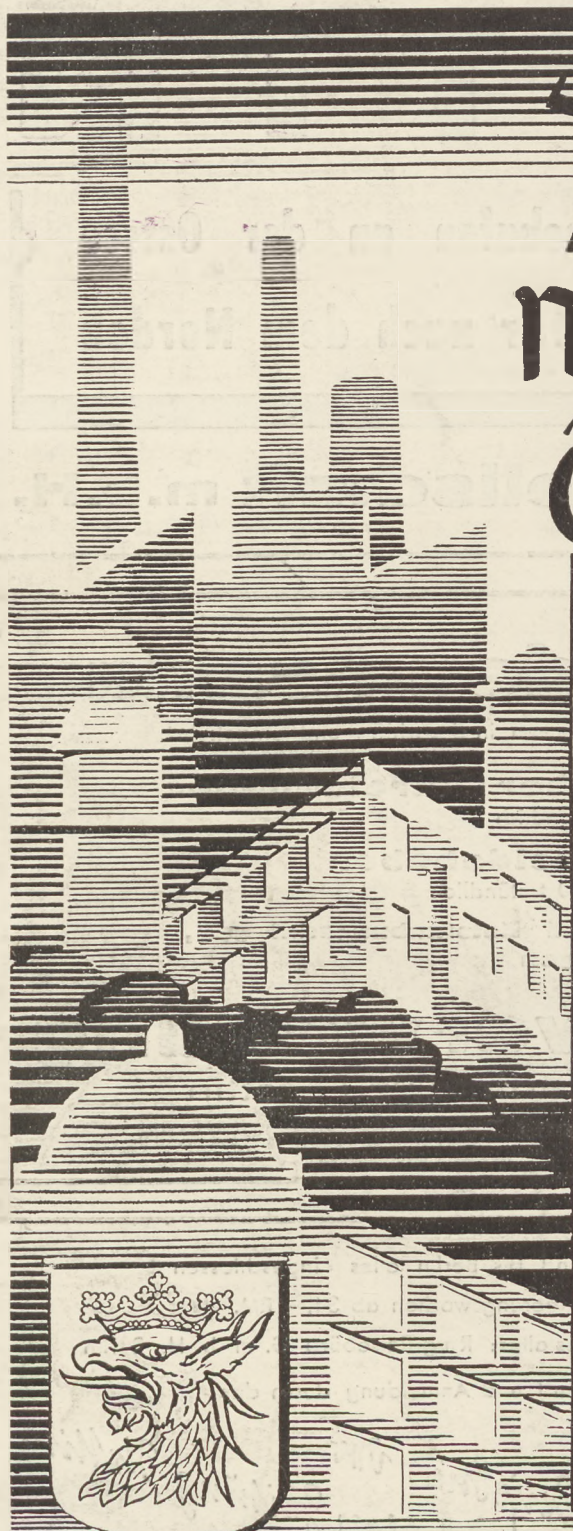
Vertretung der Hamburg-Amerika Linie

Vertretung des Mitteleuropäischen  
Reisebüros (MER 2a)





3. Juni. Gula



# Die niedrigen Tarife

## für Gas und Strom

schaffen überall die Voraussetzung zu einer ausgiebigen Verwendung von Gas und Strom und erschließen neue Anwendungsgebiete. Jede Mehranwendung von Elektrizität und Gas führt aber zu einer betrieblichen Verbesserung, nicht zuletzt auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Bitte, fordern Sie unsere Fachberater an, die Ihnen ohne irgendeine Verpflichtung für Sie Vorschläge unterbreiten, wie Sie

- im Haushalt
- im Gewerbe und
- in der Industrie

alle technischen und tariflichen Möglichkeiten am zweckmäßigsten sich zunutze machen können.

# Stettiner Stadtwerke

GEOT